



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das männliche Schönheitsideal und seine Konsequenzen im und für den Bewegungs-
und Sportunterricht von Jungen“

verfasst von

Hanna-Therese Steyrer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag.rer.nat.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 190 482 344

Studienrichtung lt. Studienblatt: UF Bewegung und Sport, UF Englisch

Betreut von: Ass. Prof. Mag. Dr. Rosa Diketmüller

Inhaltsverzeichnis

1	DER TERMINUS SCHÖNHEIT	9
2	DIE BEDEUTUNG UND DAS VERSTÄNDNIS VON SCHÖNHEIT IM 21. JAHRHUNDERT.....	13
2.1	DIE STEREOTYPEN UND DIE HEUTIGE SOZIOKULTUR	13
2.2	DAS SCHÖNHEITSSTEREOTYP	15
2.3	DIE KONSEQUENZ DES SCHÖNHEITSSTEREOTYPS	17
2.3.1	<i>Der Zusammenhang von Schönheit und Kurzzeitbeziehung.....</i>	<i>18</i>
2.3.2	<i>Der Zusammenhang von Schönheit und Langzeitbeziehung.....</i>	<i>20</i>
2.3.3	<i>Schönheit und sozioökonomischer Erfolg.....</i>	<i>21</i>
3	DIE GESETZMÄßIGKEITEN DER MÄNNLICHEN SCHÖNHEIT.....	25
3.1	EVOLUTIONS BIOLOGISCH BEDINGTE GESETZMÄßIGKEITEN – DAS GESICHT	25
3.1.1	<i>Das geschlechtstypische Männergesicht.....</i>	<i>27</i>
3.1.2	<i>Allgemeine Attraktivitätsfaktoren.....</i>	<i>27</i>
3.1.3	<i>Das Babyface und das androgyne Männergesicht</i>	<i>30</i>
3.2	SOZIOKULTURELL BEDINGTE GESETZMÄßIGKEITEN – KÖRPERGRÖßE UND KÖRPERTYP.....	32
3.2.1	<i>Der (über-)durchschnittlich große Mann.....</i>	<i>32</i>
3.2.2	<i>Die Vorteile der (über-)durchschnittlichen Körpergröße</i>	<i>34</i>
3.2.3	<i>Der mesomorphe Mann</i>	<i>35</i>
3.2.4	<i>Der hypermesomorphe Mann</i>	<i>36</i>
3.2.5	<i>Die Vorteile des (hyper-)mesomorphen Körpertyps</i>	<i>39</i>
4	KÖRPERGRÖßE UND KÖRPERTYP IM SOZIOKULTURELLEN KONTEXT	43
4.1	DER KÖRPER ALS SPIEGEL DER GEGENWÄRTIGEN SOZIOKULTUR.....	43
4.2	ERSCHEINUNGSFORMEN DER MÄNNLICHKEIT(EN)	44
4.2.1	<i>Der Habitus im 18. und 19. Jahrhundert – von stabilen Dimensionen</i>	<i>47</i>
4.2.2	<i>Der Habitus im frühen 20. Jahrhundert – von Dimensionen im Wandel</i>	<i>48</i>
4.2.3	<i>Der Habitus im späten 20. Jahrhundert und heute – von Dimensionen in der Krise ...</i>	<i>49</i>
4.2.4	<i>Die Hegemonie als Strategie der Dimensionssicherung</i>	<i>52</i>
4.2.5	<i>Das männliche Schönheitsideal als Spiegel der Hegemonie.....</i>	<i>56</i>
4.2.6	<i>Gesellschaftliche Teilbereiche der hegemonialen Reproduktion.....</i>	<i>62</i>
4.2.7	<i>Die konstruktive Interferenz der Schönheitsdimensionen</i>	<i>74</i>
5	SOCIAL ESTEEM UND SELBSTKONZEPT	80
5.1	DAS SCHÖNHEITSIDEAL ALS VERGLEICHSGRUNDLAGE.....	80

5.1.1	<i>Das Ideal als externe Vergleichsgrundlage</i>	81
5.1.2	<i>Das Ideal als interne Vergleichsgrundlage</i>	82
5.2	SOCIAL ESTEEM UND SELBSTKONZEPT ALS DYNAMIK	84
6	DER ADONIS- KOMPLEX IM KONTEXT	89
6.1	KÖRPERUNZUFRIEDENHEIT BEI MÄNNERN	89
6.2	KÖRPERUNZUFRIEDENHEIT BEI JUNGEN	91
6.3	SUBKLINISCHE UND KLINISCHE KÖRPERBILDSTÖRUNGEN – VON FLIEßENDEN ÜBERGÄNGEN	94
6.3.1	<i>Subklinische Formen der Körperbildstörung</i>	96
6.3.2	<i>Klinische Formen der Körperbildstörung</i>	98
6.4	DIE ROLLE VON KÖRPERPRAKTIKEN	100
6.4.1	<i>Fitness und Körpertraining</i>	101
6.4.2	<i>Diätverhalten</i>	105
6.4.3	<i>Rundum-Styling</i>	106
6.4.4	<i>Kosmetische Chirurgie</i>	108
6.5	DAS MÄNNLICHE STILLSCHWEIGEN	108
7	DER ADONIS-KOMPLEX UND SEINE BEDEUTUNG IM/FÜR DEN SPORTUNTERRICHT	114
7.1	DIE BEDEUTUNG DES ADONIS-KOMPLEXES FÜR DEN BEWEGUNGS- UND SPORTUNTERRICHT	115
7.2	DIE BEDEUTUNG DES ADONIS-KOMPLEXES IM BEWEGUNGS- UND SPORTUNTERRICHT	117
7.2.1	<i>Kritisch-konstruktive Auseinandersetzungen</i>	117
7.2.2	<i>Steigerung des Selbstwertgefühls Einzelner</i>	121
	TAB. 1: AUSWERTUNG DER VERGLEICHAUFGABENSTELLUNG HEGEMONIE/WIRKLICHKEIT	125
8	CONCLUSIO UND AUSBLICK	134
9	LITERATURVERZEICHNIS	138
10	ANHANG	145
10.1	NENNUNGEN IM ZUGE DER VERGLEICHAUFGABENSTELLUNG HEGEMONIE/WIRKLICHKEIT	146
10.2	LEBENS LAUF	154
11	ERKLÄRUNG	155

Vorwort

Ich möchte an dieser Stelle meinen geliebten Eltern und meinem Bruder Paul für das herzlichste, innigste und wertvollste Geschenk auf Erden danken: ihre Liebe und Unterstützung. Die vorliegende Diplomarbeit ist ihnen gewidmet.

Mein besonderer Dank gilt auch meiner lieben Freundin Sophie Gold, die mit mir durch dick und dünn geht und mir stets ein Lächeln auf die Lippen zaubert.

Ein herzliches Dankeschön auch an Frau Ass. Prof. Mag. Dr. Rosa Diketmüller, die mich als Betreuerin unterstützt hat, mir aber dennoch eigenständiges Arbeiten ermöglichte.

Abstract

In der vorliegenden Untersuchung werden das männliche Schönheitsideal und seine Konsequenzen für den Jungen bzw. Mann und schließlich die Konsequenzen des Ideals *im* und *für* den Bewegungs- und Sportunterricht von Jungen einer genaueren Betrachtung unterzogen. Die Forschungsarbeit entwickelt zuallererst ein breites soziokulturelles Verständnis dafür, warum man(n) schön sein will, bevor das Schönheitsideal des Mannes genauer beschrieben und evolutionsbiologisch wie auch soziokulturell begründet wird. Schließlich werden die gesellschaftlichen Konsequenzen des Ideals sowie auch die Konsequenzen für den Einzelnen umfassend dargelegt. Dadurch wird die Voraussetzung dafür geschaffen, die folgende Fragestellung zu beantworten: *Welche Bedeutung hat das männliche Schönheitsideal im und für den Bewegungs- und Sportunterricht von Jungen?*

Die Hinführung auf diese Fragestellung sowie deren Beantwortung stehen in dieser vorliegenden Diplomarbeit ganz im Zeichen eines hermeneutischen Erkenntnisgewinns. Dennoch wird auch eine kleine quantitative Auswertung in dieser Arbeit eine Rolle spielen, die auf einer am 14.10.2011 im Zuge einer Tagung des Vereins POIKA zum Thema „Bubenarbeit im internationalen Vergleich“ durchgeführten Befragung basiert. Die Befragung bezieht sich auf die dort anwesenden 95 Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer. Die Methode der Befragung entspricht insgesamt einem „halbstandardisierte[n] Interview“ (Gläser & Laudel, 2010, S. 41), weshalb sie quantitativ ausgewertet wurde.

Die vorliegende Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass das männliche Schönheitsideal bzw. der daraus folgende Adonis-Komplex mit zentralen Forderungen des Lehrplans verwoben ist. Somit ist die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals bzw. des Adonis-Komplexes *für* den Bewegungs- und Sportunterricht unweigerlich gegeben. Der Bewegungs- und Sportunterricht ist automatisch Feld der Prävention, sofern er die an ihn gestellten Lehrplananforderungen auf adäquate Weise erfüllt. Dennoch haben die Ausarbeitungen dieser Diplomarbeit gezeigt, dass die Ernsthaftigkeit der Problematiken rund um das Schönheitsideal eine gezielte Maßnahmensetzung *im* Bewegungs- und Sportunterricht verlangt. Die Bedeutung *im* Bewegungs- und Sportunterricht ist demnach im Sinne einer unbedingten, definierten Maßnahmensetzung zu verstehen. Die vorliegende Diplomarbeit erarbeitet das nötige Grundlagenverständnis, um eine pädagogische Praxis dahingehend auszurichten, sowie Grundsatzbedingungen, die dabei helfen, in dieser pädagogischen Praxis Orientierung zu erhalten.

Schlüsselwörter: Schönheit, Schönheitsideal, Männlichkeit, Hegemonie, Adonis-Komplex, Stereotype, Bubenarbeit

Einleitung

Was ein Mann schöner ist wie ein Aff', ist ein Luxus!

Friedrich Torberg

Jene Aussage Friedrich Torbergs bringt ohne Frage die eine oder andere Frau, vielleicht sogar den einen oder anderen Mann zum Schmunzeln. Davon abgesehen aber ist ihr Wahrheitsgehalt Ansichtssache. Fest steht, dass sich der Mann, „[s]eit die Menschen den aufrechten Gang gelernt haben“, gekonnt als „selbstverliebtes Wesen“ erschaffen hat. Dies will Folgendes heißen: Im Laufe der Geschichte wurde Schönheit „vor allem [zum] Anliegen der Frauen“ (Hergovich, 2002, S. 83). Daraus lässt sich schließen, dass – im Hinblick auf Schönheit – der Mann mehr und mehr zum *Betrachter*, die Frau mehr und mehr zur *Betrachteten* wurde.

Dies hatte komplexe, mannigfaltige und teils schwerwiegende Folgen für die Frau. Genannt sei hier beispielsweise die Essstörung „Magersucht“, die heute in aller Munde ist, und unter anderem als bitteres Resultat des gesellschaftlich etablierten „Schlankheitsideals“ (Hergovich, 2002, S. 88) gesehen werden kann. Die Magersucht ist aber nicht nur heute ein Thema. Sie blickt bereits auf eine lange Geschichte zurück. Ihre Wurzeln werden oft auf das viktorianische Zeitalter zurückgeführt, in dem die besagte Krankheit von Medizinerinnen in Großbritannien, Frankreich und Amerika erstmals gleichzeitig erkannt und diagnostiziert wurde (Krugovoy Silver, 2002, S. 3). Kein Wunder, denn die schlanke viktorianische Frau durfte die folgenden Charakteristika zu den ihren zählen: „spiritual, non-sexual, [and] self-disciplined“ (ebda, S. 3). Die korpulente viktorianische Frau hingegen durfte sich nichts dergleichen nennen. Im Gegenteil, sie wurde als sexuell unrein, unkontrolliert und sozial schwach verstanden (ebda, S. 3). Es ist demnach verständlich, dass das 18. Jahrhundert einen Höhepunkt des Korsettzeitalters bedeutete; schnürte doch das Kleidungsstück nicht nur ein und brachte damit den weiblichen Bewegungsapparat unter Kontrolle, sondern es arbeitete auch die bevorzugten Formen der schlanken Frau heraus.

Die Verknüpfung von Schlankheit und Schönheit bei der Frau ist demnach nicht lediglich ein Phänomen des 21. Jahrhunderts. Es ist ein Phänomen, das sich über Jahrhunderte entwickelt hat, und das, so haben die obigen Zeilen ergeben, aufgrund bestimmter Geschlechter- und Gesellschaftsideologien. Daraus lässt sich nun schließen, dass hinter „Schönheit“ mehr steckt als der Vergleich mit einem ‚Aff‘. Wer wissen will, wer schön ist und warum, muss den breiteren Kontext einer Gesellschaft erfassen.

Vor diesem Hintergrund versucht vorliegende Diplomarbeit auf den Mann zurückzublicken, der lediglich der eitle Betrachter der Frauen war. Es soll herausgearbeitet werden, dass sich diese Betrachtungsweise geändert hat, denn der Mann von gestern, der Betrachter der Frau, ist „Auslaufmodell“ einer längst zu Ende gegangenen Epoche“ (Meuser, 2010, S. 319). „Der Mann von heute muss sich gefallen lassen, dass er infrage gestellt wird“ (Schmidt, 2011, S. 5). Anders formuliert: Die Grenze zwischen *betrachten* und *betrachtet werden* ist eine fließende geworden. Die vorliegende Diplomarbeit setzt sich mit diesem Phänomen auseinander und versucht herauszufinden, warum ein solcher Wandel vonstattengehen konnte. Hierfür ist zuallererst ein dieser Untersuchung zugrunde liegendes Schönheitsverständnis zu skizzieren. Daran angelehnt soll schließlich ermittelt werden, warum man(n) heute generell schön sein will. In diesem Zusammenhang ist es von Interesse, die männlichen Attribute ausfindig zu machen und zu definieren, die als schön gelten. Weiters erscheint es auch von Bedeutung, eine Begründung für seine Gestalt vorzulegen.

Die obigen Ausarbeitungen bezüglich der Frau haben gezeigt, dass das weibliche Schönheitsideal und der Schönheitsdruck teils schwerwiegende Folgen in Form von Krankheitsbildern hatte. Es stellt sich somit die Frage, welche Konsequenzen das männliche Schönheitsideal und der Schönheitsdruck für den Mann haben. In einem weiteren Schritt ist es in dieser Diplomarbeit also von Interesse, die *Konsequenzen des männlichen Schönheitsideals* zu identifizieren und aufzubereiten. Sind die Konsequenzen weniger besorgniserregend wie jene für die Frauen oder stellt sich das Schönheitsideal auch für den Mann als Problematik dar? An dieser Stelle tritt der Bewegungs- und Sportunterricht als körperzentriertes Fach, als „gesundheits- und bewegungsfördernder Lebensraum“ (AHS-Lehrplan, 2000), in den Blickpunkt. Im Zuge der Erkenntnisgewinnung soll schließlich in dieser Arbeit die folgende Fragestellung beantwortet werden: *Welche Bedeutung hat das männliche Schönheitsideal im und für den Bewegungs- und Sportunterricht von Jungen?*

Die Hinführung auf diese Fragestellung sowie deren Beantwortung stehen in dieser vorliegenden Diplomarbeit – wie bereits erwähnt – ganz im Zeichen eines hermeneutischen Erkenntnisgewinns. Dennoch wird auch eine kleine quantitative Auswertung in dieser Untersuchung angeführt, die auf einer am 14.10.2011 im Zuge einer Tagung des Vereins POIKA zum Thema ‚Bubenarbeit im internationalen Vergleich‘ erfolgten Befragung basiert. Die Befragung umfasste die dort anwesenden 95 Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer. Die Methode der Befragung entspricht insgesamt einem „halbstandardisierte[n] Interview“ (Gläser & Laudel, 2010, S. 41), weshalb sie quantitativ ausgewertet wurde. Diese Auswertung stellt, das soll hier noch einmal betont werden,

keinen zentralen Baustein dieser Arbeit, sondern lediglich eine Ergänzung des hermeneutischen Teils dar.

Zentraler Ausgangspunkt für die Literatúrauswahl in dieser Arbeit ist das Buch *Der Adonis Komplex* von Pope, Phillips und Olivardia, das aus dem Jahre 2001 stammt und als ‚Bibel‘ der Thematik des heutigen männlichen Schönheitsideals gesehen werden kann. Mit anderen Worten: Dieses Buch bildet das Fundament für den hermeneutischen Zirkel, auf dem diese Diplomarbeit basiert. Ein weiteres zentrales Werk dieser Arbeit ist das Buch *Geschlecht und Männlichkeit* von Meuser (2010). Mithilfe dieses Buches konnte ich das nötige Grundlagenwissen über Aspekte der Männlichkeit erwerben, das es mir möglich machte, das Schönheitsideal im Sinne der oben bereits angesprochenen Geschlechter- und Gesellschaftsideologien zu verstehen. Durch dieses Verständnis war eine weitere Literatúrauswahl möglich.

Ein zentrales Kriterium der Literatúrauswahl in dieser Diplomarbeit ist die Aktualität der Werke. Grundsätzlich aber zielt die Arbeit auch darauf ab, ein breit angelegtes Verständnis für die zugrunde liegende Thematik zu generieren, weshalb in erster Linie die Vielfältigkeit der herangezogenen Quellen relevant ist. Diese Vielfältigkeit umfasst sowohl das Heranziehen moderner als auch das Heranziehen bereits älterer wissenschaftlicher Texte. Gleichzeitig meint Vielfalt im Kontext dieser Arbeit das Einbauen eines breiten Spektrums an Zitaten, beginnend bei Friedrich Torberg, mit Ernst Happel schließend. Zu guter Letzt legt diese Diplomarbeit besonderes Augenmerk auf die Erkenntnisse wissenschaftlicher Studien. Diese bilden einen zentralen Teil jenes Fundaments, auf das sich die Beantwortung der zuvor gestellten Fragestellung stützt.

Kapitel 1 legt den Schönheitsbegriff für die gesamte Arbeit fest. Kapitel 2 erläutert, warum man(n) generell schön sein will. In Kapitel 3 wird das männliche Schönheitsideal beschrieben. Kapitel 4 versucht das bestehende Schönheitsideal im breiten Kontext der Gesellschaft zu erfassen. Kapitel 5 und Kapitel 6 legen die Konsequenzen des Schönheitsideals dar. Kapitel 8 beantwortet die Fragestellung dieser Diplomarbeit: *Welche Bedeutung hat das männliche Schönheitsideal im und für den Bewegungs- und Sportunterricht von Jungen?*

1 Der Terminus Schönheit

Schönheit ist ein viel diskutiertes „Phänomen“ (Hergovich, 2002, S. 7). Grundlegend gilt es für diese vorliegende Forschungsarbeit zu klären und zu skizzieren, welches Verständnis dem Begriff der Schönheit zugrunde liegt.

Bereits die antiken Griechen versuchten mit ihren philosophischen Debatten deren *Begriffsgehalt*, *Gesetzmäßigkeiten*¹ und *Wirkungen* zu ergründen. Zahlreiche westliche Beiträge stützten sich im Laufe der Jahrhunderte auf die von den Griechen geschaffene philosophische Grundlage (Hergovich, 2002; Brazda, Hunek & Kämpfer, 2002; Schott & Wohlmuth, 2002; Engländer, Groiß, Schennach, Soswinski, 2002). Dabei wurde Schönheit nicht nur in Bezug auf den Menschen, sondern auch in Bezug auf vielerlei Gegenständliches ausführlich diskutiert (Hergovich, 2002). Die wohl wesentlichsten Gründe für das rege Interesse am Thema Schönheit sind ihre *Wirkungen*, also die Emotionen, die Schönheit im Menschen hervorruft. So versetzt das Schöne den Menschen in Momente des Staunens, der Bewunderung, der Sprachlosigkeit oder der unwiderstehlichen Begierde, und bereichert so sein Leben (Hergovich, 2002). Insofern ist Schönheit in dieser Diplomarbeit fortan als rege diskutiertes, höchst bedeutsames „Phänomen“ (ebda, S. 7) für die Lebenswelt des Menschen zu verstehen.

Aristoteles leitete den Schönheitsbegriff aus dem griechischen Wort „kalos“ ab, das übersetzt „naturgemäß“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 102) bedeutet, und bezog sich damit auf den *Begriffsgehalt* und die *Gesetzmäßigkeiten* des Schönheitsbegriffs. Der Philosoph bezeichnete durch seine Herleitung all jenes als schön, das funktionstüchtig ist, wie etwa die Flügel eines Vogels aufgrund ihrer „Symmetrie“ (ebda, S. 102). Auch den Menschen bildeten griechische Künstlerinnen und Künstler in seiner höchstmöglichen „göttlichen geometrischen Ordnung“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 104) ab und definierten so zeitgenössische „Schönheitsideale“ (Hergovich, 2002, S. 10). Somit verstand die Antike menschliche Schönheit im Sinne eines funktionstüchtigen Bewegungsapparates, gleichzeitig aber beschrieb sie Schönheit auch als inneren Wert, als „Grundlage unseres Wesens“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 102) und als „das Wahre und das Gute“ (Hergovich, 2002, S. 7) im Menschen. Demnach stellt sich der

¹ Die beiden erstgenannten Termini spielen in der vorliegenden Diplomarbeit eine zentrale Rolle. In dem Kontext dieser Arbeit meint *Begriffsgehalt* jene Aspekte, die der Schönheitsbegriff umfassen kann. So kann der Begriff die innere Schönheit des Menschen einschließen und/oder sich auf die äußere Schönheit beziehen. Letzterer Terminus, *Gesetzmäßigkeiten*, spricht die genauen Attribute dessen an, was als schön empfunden wird.

Begriffsgehalt der griechischen Antike als umfassend dar, da er sowohl eine äußere als auch eine innere Komponente umfasst.

Als „Vorläufer der Evolutionspsychologie“ (Hergovich, 2002, S. 8) führte Schopenhauer den griechischen Gedanken des „[N]aturgemäß[en]“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 102) weiter aus. Er nahm an, dass es ausschließlich die menschlichen Triebe wären, die bestimmen würden, was der Mensch als schön empfindet (Hergovich, 2002). Insofern betrachtete Schopenhauer „Schönheit [als] ein Werkzeug der Natur, um den möglichst reinen Typus der Gattung [Mensch] zu erschaffen bzw. zu erhalten“ (Schott & Wohlmuth, 2002, S. 43). Mit anderen Worten, laut Schopenhauer gründet die *Gesetzmäßigkeit* der Schönheit auf der so genannten „sexuelle[n] Selektion“ (Schott & Wohlmuth, 2002, S. 62).

Der Feminismus schließlich kritisierte Schopenhauers Vorstellung und konstatierte, dass es nicht die Natur sei, welche die *Gesetzmäßigkeiten* der Schönheit bestimme. Es sei die Kultur, die bestimmen würde, was der Mensch schön findet (Hergovich, 2002). Diese Kritik bildet auch die Grundlage für den Feminismus, um den gesellschaftlichen Druck der Frau, gewissen Schönheitsstandards zu entsprechen, anzufechten (Engländer et al., 2002). Hergovich (2002, S. 9) hält summierend fest:

Letztendlich geht es bei der Gegenüberstellung des Schopenhauerschen Biologismus und des Feminismus darum, ob die Kultur als Teilbereich der Natur zu verstehen ist (indem z. B. Variationen der Mode naturgesetzlich interpretiert werden) oder ob die Natur des Menschen als Teil seiner Kultur zu begreifen ist (indem wir biologische Begriffe prägen und verwenden, handeln wir zweckmäßig und es ist zu bezweifeln, dass die Zwecke dieses Handelns selbst wieder naturgesetzlich verstanden werden können). Der Disput dreht sich somit um die Frage, ob der naturalistische oder der kulturalistische Standpunkt der richtige ist.

Dieses Zitat macht deutlich, dass der neuzeitliche Disput bezüglich der *Gesetzmäßigkeiten* der Schönheit zwischen einer fixen Vorstellung der „Naturgegebenheit“ (Hergovich, 2002, S. 8) und einer flexiblen Vorstellung der kulturellen Konstruktion stattfindet. Die vorliegende Untersuchung versucht sich dieser Kontroverse auf versöhnliche Art und Weise anzunehmen und stimmt beiden Ansätzen zu. Es wird in dieser Forschungsarbeit argumentiert, dass die gegenwärtige westliche Vorstellung der idealen menschlichen Schönheit teilweise evolutionsbiologisch bedingt ist. Zugleich wird aber auch davon ausgegangen, dass das aktuelle westliche Verständnis der idealen menschlichen Schönheit in beträchtlichem Maße von der gegenwärtigen Soziokultur

geprägt ist. Das Ideal des menschlichen Erscheinungsbildes ist daher laut dieser Arbeit ein Produkt soziokultureller sowie evolutionsbiologischer Einflüsse.

Die Soziokultur bedingt jedoch nicht nur die *Gesetzmäßigkeiten* der idealen Schönheit. Die folgenden Ausarbeitungen zeigen, dass die Soziokultur auch einen starken Einfluss auf den *Gehalt* des Schönheitsbegriffes hat, denn sie beschränkt den *Begriffsgehalt* in beträchtlichem Maße. Diese Behauptung ist wie folgt zu erklären: Es kann davon ausgegangen werden, dass das gegenwärtige Verständnis der menschlichen Schönheit in der antiken griechischen Schönheitsphilosophie wurzelt. Wie bereits erwähnt, stellte diese Philosophie eine Verbindung zwischen der Schönheit und dem Guten im Menschen her. Zentral in der griechischen Schönheitsidee war somit, dass der gute Mensch auch schön ist. Basierend darauf kann angenommen werden, dass Schönheit in der Antike als Attribut eines Menschen gehandelt wurde, auch wenn er äußerlich womöglich unattraktiv war. Die gegenwärtige Soziokultur scheint die griechische Verbindung zwischen dem Guten und dem Schönen zwar aufgegriffen, jedoch in die entgegengesetzte Richtung interpretiert zu haben. So lautet der heutige Leitgedanke: „Wer schön ist, ist gut“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 231; Ebner, Gathmann & Wiedermann, 2002, S. 187). Dies impliziert, dass das 21. Jahrhundert den *Gehalt* des Schönheitsbegriffes hauptsächlich auf das äußere Erscheinungsbild des Menschen reduziert.

Ziel dieses Kapitels war es, das dieser Untersuchung zugrunde liegende Schönheitsverständnis zu skizzieren. Zusammenfassend sind zum Terminus Schönheit an dieser Stelle zwei wesentliche Punkte zu nennen, die das *Schönheitsverständnis* der gesamten vorliegenden wissenschaftlichen Ausarbeitung prägen:

1. Es besteht die Annahme, dass die *Gesetzmäßigkeiten* der menschlichen Schönheit ein Produkt aus soziokulturellen sowie evolutionsbiologischen Faktoren sind.
2. Die Untersuchung geht davon aus, dass der klassische griechische *Begriffsgehalt* durch einen Schönheitsbegriff ersetzt wurde, der lediglich die plakative, demonstrative, äußere Schönheit meint und somit die innere Schönheit weitgehend ausblendet.

2 Die Bedeutung und das Verständnis von Schönheit im 21. Jahrhundert

Im Folgenden wird erörtert, inwiefern die Soziokultur des 21. Jahrhunderts zu der in Kapitel 0 erläuterten *Einschränkung des Begriffsgehaltes* der Schönheit beiträgt. Zugleich steht im Zuge dieser Abhandlung die Frage im Mittelpunkt, *warum der Mensch von heute generell nach Schönheit strebt*.

2.1 Die Stereotypen und die heutige Soziokultur

Die technologischen Entwicklungen der vergangenen Jahrhunderte beeinflussten die sozialen Interaktionen zwischen Menschen. Die Kommunikationsmöglichkeiten gestalteten sich zunehmend facettenreicher, effizienter und schneller, wodurch Begegnungen mit immer neuen, fremden Menschen alltäglich sind (Burns, 1992). Das 21. Jahrhundert kennzeichnet somit allgemein eine „zeitknappe [...] Signalkultur“ (Penz, 2001; zit. n. Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 101) bzw. eine „Massenkommunikation“ (Fraas, Meier & Pentzold, 2012, S. 1), die den Menschen vor das Problem der ständigen Reizüberflutung stellt. Aufgrund dessen bleibt ihm nichts anderes übrig, als die zahlreichen auf ihn einwirkenden Stimuli rasch zu bewältigen (Dobner, Reitmayr, Spazierer & Tiefenbacher, 2002). Ökonomische Verarbeitungsprozesse, die nur wenige „100 msec“ (Dobner et al., 2002, S. 299) andauern, machen dies möglich. Resultat dieser Prozesse ist u. a. das Ziehen schneller Schlüsse, wie etwa in Form eines ersten Eindrucks über eine Person, auch „*primacy effect*“ (Kühnhanss, 2003, S. 170) oder „Halo-effekt“ (Ebner et al., 2002, S. 187) genannt.

Die Informationsverarbeitung geht dabei, wie sich zeigt, insbesondere „bottom-up“ vonstatten (Dobner et al., 2002, S. 299). Diese Verarbeitung besteht aus *drei Stufen*: einer *Informationsgewinnung*, einer *Interpretation* und einem *Fazit*. Da die *Informationsgewinnung* so rasch wie möglich erfolgen muss, ist sie an offenkundige äußere Merkmale einer Person gebunden, wie etwa an Signalen, die das Geschlecht verraten, oder an Attributen, die auf den kulturellen Hintergrund hindeuten (Snyder, Tanke & Berscheid, 1977). Die Literatur spricht auch von Schönheit als zentrale äußere Eigenschaft in Einschätzungsprozessen (Eckstein, 1937; Dion, Berscheid & Walster, 1972; Ebner et al., 2002; Besier, 2012). Eckstein (1937) stuft Schönheit dabei sogar als wichtigstes Merkmal ein. Ausgehend von den erfassten Grundinformationen erfolgt auf der zweiten Stufe eine *Interpretation*, die mithilfe so genannter „[s]ocial stereotypes“ (Snyder et al., 1977, S. 657) zeitsparend vonstattengeht. Soziale Stereotype sind an die im Zuge der

Informationsgewinnung herangezogenen äußeren Attribute eines Menschen gekoppelt und gründen auf einem gesellschaftlich geteilten Glaubenssystem über eben diese Merkmale (Stangor & Schaller, 1996; Whitley & Kite, 2009). Sie zeichnen sich ferner durch eine einfache, generalisierende Natur aus. Diese Wesensnatur impliziert freilich, dass sich die Schlüsse über einen Menschen, die basierend auf *Stereotypen* gezogen werden, oftmals nicht bewahrheiten (Snyder et al., 1977). Dies ändert jedoch laut Snyder et al. (1977) sowie Stangor und Schaller (1996) nichts daran, dass sozialen Stereotypen meist Glauben geschenkt wird.

Aufbauend auf den stereotypgestützten Interpretationsprozess wird auf der dritten Stufe ein *Fazit* gezogen bzw. ein letztendlicher Eindruck über eine Person gebildet. Da es sich bei Stereotypen – wie bereits erwähnt – um eine sozial geteilte Wissensstruktur handelt, stimmen die Eindrücke verschiedener Personen über eine bestimmte Person weitgehend überein. So entsteht summierend der so genannte „*social esteem*“² (Judge & Cable, 2004, S. 429) einer Person. Dieser besagt, wie positiv sie in der Gesellschaft allgemein bewertet wird (Judge & Cable, 2004).

Insgesamt ist also festzustellen, dass in diesem sehr ökonomisch arbeitenden Prozess das Heranziehen von Stereotypen von zentraler Bedeutung ist. Des Weiteren ist festzustellen, dass sich der Mensch aus einer evolutionspsychologischen Perspektive betrachtet seit jeher an sozialen Stereotypen orientiert hat. Stereotype führen zu Schlüssen, die es ihm erlauben, zwischen guten und schlechten Kooperationspartnerinnen bzw. -partnern zu differenzieren (Whitley & Kite, 2009). Insofern spielen Stereotype in der „Evolutionstheorie“ eine bedeutende Rolle (Schott & Wohlmuth, 2002, S. 62). Die Psychologie (Allport, 1954; zit. n. Whitley & Kite, 2009) verweist hingegen bei der Verwendung von Stereotypen durch den Menschen auch auf dessen Versuch, seine Bezugsgruppe zu identifizieren. Obendrein besteht laut der Psychologie „[e]in zentraler Mechanismus bei der Entstehung von Stereotypen [...] darin, dass Menschen stets bereit sind, andere sozial zu kategorisieren“ (Bielefeld, 1998; zit. n. Besier, 2012, S. 78). Auch die Soziologie äußert sich zu Stereotypen und beteuert, dass der Mensch ein „constructive thinker[...]“ (Snyder et al., 1977, S. 656) sei, der Schlüsse über andere Menschen zieht, um sich deren Erscheinen und Verhalten zu erklären.

Den unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen zufolge geht die Verwendung von Stereotypen durch den Menschen auf dessen Bedürfnis zurück, sich vor unvorteilhaften Bündnissen mit fremden Personen zu schützen, die eigene Bezugsgruppe ausfindig zu

² Dieser Begriff wird fortan nicht mehr zitiert, kann aber immer auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

machen bzw. die Umwelt zu vereinfachen. Grundsätzlich scheint also das Urteilen, basierend auf Stereotypen, in der Natur des Menschen zu liegen. Wird jedoch die „zeitknappe[...] Signalkultur“ (Penz, 2001; zit. n. Pröglhöf, Mixday-Schima, 2002, S. 101) bzw. die „Massenkommunikation“ (Fraas et al., 2012, S. 1) des 21. Jahrhunderts zusätzlich berücksichtigt, so ist anzunehmen, dass besonders in der heutigen Zeit das menschliche Bedürfnis nach einer simplen, mühelosen und raschen Einschätzung anderer – und damit das Bedürfnis nach sozialen Stereotypen – besteht.

Unter Berücksichtigung der gewonnenen Erkenntnisse kann nun die Frage, inwiefern die moderne Soziokultur zu der in Kapitel 0 beschriebenen *Reduzierung des Begriffsgehaltes* der Schönheit beiträgt, folgendermaßen beantwortet werden: Die gegenwärtige Soziokultur trägt dazu bei, dass sich der Mensch immer rascher orientieren muss. Unweigerlich treten dadurch die äußeren, offenkundigen Merkmale eines Menschen in den Vordergrund, während die inneren Werte eines Menschen in den Hintergrund gedrängt werden. Überspitzt könnte demnach konstatiert werden, dass die Soziokultur des 21. Jahrhunderts dem Menschen wenig Zeit für tiefer gehende, zwischenmenschliche Begegnungen lässt. Die innere Schönheit des Menschen bleibt somit oftmals unentdeckt, sodass diese nicht mehr Teil des Begriffsverständnisses von Schönheit ist.

2.2 Das Schönheitsstereotyp

Im Zuge der Erläuterung des modernen Begriffsgehalts stellt sich die Frage, warum der Mensch überhaupt nach Schönheit strebt. Die Reduktion des Begriffsgehalts bedeutet für den Menschen wohl, dass er großen Wert auf seine Erscheinung legen muss, denn schlussendlich wird er weitgehend darauf reduziert. Diese Frage gilt es nun näher zu untersuchen. Wie bereits erläutert, zeichnen sich Stereotype allgemein durch Vereinfachung und Abstraktion aus (Snyder et al., 1977). Daher erscheint auch jenes Stereotyp, das der Schönheit als äußeres Merkmal anhaftet, von zentraler Bedeutung zu sein: Das übergeordnete „Attraktivitätsstereotyp“ (Pökl & Schafner, 2002, S. 229) lautet, wie in Kapitel 1 bereits angedeutet, „Wer schön ist, ist gut“ (ebda, S. 231; Ebner et al., 2002, S. 187). Somit wird ein attraktives Äußeres unweigerlich mit dem Guten verknüpft. Warum ist das so? Stangor und Schaller (1996) formulieren dafür zwei Erklärungsstränge. Ersterer bezieht sich darauf, dass sich das „Schön-Gut-Stereotyp“ durch *persönliche Erfahrungen* mit Einzelpersonen herausgebildet hat. Die andere Erklärung stützt sich auf eine *breitere, kulturelle Perspektive*. So würde die Kultur mit ihren Religionen, Bräuchen, Mythen und Wissenschaften zu der Ausbildung gesellschaftlicher Stereotype beitragen

(Stangor & Schaller, 1996). Beispielsweise ist offenkundig, dass gute Kreaturen in westlichen Märchen, Erzählungen und Sagen oftmals als schön dargestellt werden, während ihre bösen Widersacher bemerkenswert häufig als hässlich beschrieben werden. Wiederholte Darstellungen könnten also eine der zahlreichen Gründe für die Verknüpfung von physischer Schönheit mit dem Guten sein.

Das Urteilen der Menschen auf der Basis ihres Schönheitsstereotyps soll nachfolgend anhand einer der ersten Studien im Bereich der psychologischen Attraktivitätsforschung, durchgeführt von Dion, Berscheid und Walster (1972), demonstriert werden. Sechzig Psychologiestudentinnen und -studenten der Universität Minnesota hatten im Zuge der Studie die Aufgabe, den Attraktivitätsgrad unbekannter Personen, die auf Fotos abgebildet waren, zu bestimmen. Dabei konnten die Personen in die Kategorien ‚unattraktiv‘, ‚durchschnittlich attraktiv‘, und ‚attraktiv‘ eingeordnet werden. Anschließend sollten Annahmen über die Eigenschaften der Personen gemacht werden. Diese Eigenschaften umfassten 1. die generellen sozialen Eigenschaften, 2. den beruflichen Status, 3. die partnerschaftlichen Kompetenzen, 4. die elterlichen Kompetenzen, 5. die soziale Zufriedenheit, 6. die berufliche Zufriedenheit, 7. das generelle Glück der Personen und 8. die Wahrscheinlichkeit einer Heirat. Die Auswertung der Studie fiel eindeutig aus: Unattraktive Personen wurden in allen Kategorien schlechter eingestuft als die durchschnittlich attraktiven Personen. Am deutlichsten wurden die eingestuft, die gleichzeitig als attraktiv bewertet wurden. Einzig die Einschätzung der elterlichen Kompetenzen war von dem Attraktivitätsgrad der Personen gänzlich unabhängig (Dion et al., 1972).

Demnach veranschaulicht diese Studie, dass attraktiven Personen generell positivere soziale Kompetenzen als weniger attraktiven zugeschrieben werden und dass Schönheit auch in unmittelbarer Verbindung mit positiven Annahmen über den beruflichen und partnerschaftlichen Erfolg und das Lebensglück steht. Insgesamt wurde damit belegt, dass die Schönheit eines Menschen tatsächlich mit der Zuschreibung des Guten verknüpft ist. Die stereotype Verbindung „Wer schön ist, ist gut“ (Pökl & Schafner, 2002, S. 231; Ebner et al., 2002, S. 187) bezieht sich dabei auf vielfältige Lebensbereiche, die mit der äußeren Attraktivität nichts zu tun haben. Allgemein kann demnach vermerkt werden, dass Schönheit bzw. das Schönheitsstereotyp „erhebliche Auswirkungen auf unsere Wahrnehmung und unsere Urteilsprozesse“ (Bielefeld, 1998; zit. n. Besier, 2012, S. 78) bezüglich anderer Personen hat.

2.3 Die Konsequenz des Schönheitsstereotyps

Snyder et al. (1977) spinnen die Verbindung zwischen Schönheit und dem Guten weiter und halten fest, dass Schönheit nicht nur die Einschätzung einer Person, sondern auch die *interpersonelle Interaktion* gestaltet. Goleman und Bennett-Goleman (1990, S. 22, zit. n. Hejj, 1996, S. 88) untermauern dies: „[Menschen] gehen stillschweigend davon aus, daß [sic] attraktive Menschen automatisch auch bessere Menschen sind. Und weil wir annehmen, daß [sic] sie besser sind, behandeln wir schöne Menschen so, als seien sie tatsächlich besser“. Die im vorangehenden Abschnitt angeführte Studie von Dion, Berscheid und Walster (1972) markiert den Anfang der einschlägigen Forschung, indem sie zeigt, dass Schönheit die zwischenmenschliche Wahrnehmung beeinflusst. Sie wurde wegweisend für zahlreiche weitere Studien, dessen Befunde folgendermaßen zusammengefasst werden (Thornhill & Grammer, 1999, S. 105):

The bottom line on this vast research enterprise is that looks matter significantly whether considering how mothers treat their babies; one's job prospects, friendship and mateship opportunities, or salary; [...]. Attractive people get more attention and other investment from others and are viewed more positively in general.

Ähnlich beziehen sich etwa Smith, McIntosh und Bazzini (1999; zit. n. Hanco, 2002) auf die Tatsache, dass attraktive Personen vor Gericht lindere Urteile erfahren würden oder Vorteile in Wahlkämpfen hätten. Zudem führen sie an, dass schönen Menschen bereitwilliger geholfen wird. Sinzinger (2002, S. 182) arbeitet besonders die Vorzüge attraktiver Kinder heraus und fasst unter anderem eine Studie von Langlois, Kalakanis, Rubenstein, Larson, Hallam und Smoot (2000) zusammen, die angibt, dass „rund 75 % der attraktiven Kinder im Vergleich zu nur 25 % der weniger attraktiven Kinder in den Kategorien Entwicklungsstand, Anpassung, interpersonale Kompetenz und soziale Wirkung als überdurchschnittlich eingestuft wurden“. Die Folge sei, so die Studie, dass attraktive Kinder weniger oft bestraft werden würden als unattraktive, da unerwünschtes Verhalten auf die Situation und weniger auf den Charakter des Kindes zurückgeführt werden würde. Dion (1973) berichtet über Vorschulkinder. Diese würden attraktive Kameradinnen und Kameraden als freundlicher und intelligenter wahrnehmen und ihnen daher mehr Beachtung schenken. Weitere Studien zeigen, dass attraktive Kinder von Lehrerinnen und Lehrern positiver empfunden werden und aufgrunddessen bevorzugte Behandlung erfahren (Clifford & Walster, 1973; Felson, 1980; Martinek, 1981).

Allgemein ergibt sich also ein sehr klares Bild: Schöne Menschen werden nicht nur positiver eingeschätzt, sie erfahren auch eine *bessere Behandlung in beinahe allen Lebensbereichen*. Insofern darf das Schönheitsstereotyps „Wer schön ist, ist gut“ (ebda, S. 231; Ebner et al., 2002, S. 187) um den Nachsatz: ‚– und erfährt Gutes‘ erweitert werden. Diese Tatsache ist in der vorliegenden Untersuchung auch als Begründung dafür heranzuziehen, dass der Mensch generell nach Schönheit strebt. Dieser Grund ist freilich nicht als bewusstes Motiv anzusehen, doch gerade das dem Menschen unbewusste Wissen hat laut Aronson, Wilson & Akert (2008, S. 77) einen hohen Einfluss auf seine Denk-, Handlungs- und Lebensweisen.

2.3.1 Der Zusammenhang von Schönheit und Kurzzeitbeziehung

Das Verständnis für die weitreichende Wirkung des Schönheitsstereotyps soll nun vertieft werden, indem Schönheit in Bezug zu einem der wohl essentiellsten Kernbereiche der menschlichen Lebenswelt gesetzt wird, dem partnerschaftlichen Bereich.

Die bisherigen Ausführungen über die Bedeutung und Konsequenz der Schönheit lassen vermuten, dass Schönheit maßgeblich dafür ist, ob sich ein *erster Kontakt zwischen zwei Menschen* entwickelt (Strack, 2004). Murstein (1977; zit. n. Strack, 2004, S. 205), der mit seiner „*Stimulus-Value-Role-Theorie*“ ein theoretisches Konzept der sozialen Interaktion vorlegt, betont, dass physische Attraktivität in der so genannten „Stimulus-Phase“ (Murstein, 1977; zit. n. Strack, 2004, S. 205) eine zentrale Rolle spielt. Diese Phase ist jene, die einer eventuellen sozialen Interaktion vorausgeht. Infolgedessen kann behauptet werden, dass „äußerliche Attraktivität [...] für die Aufmerksamkeit und das erste Ansprechen entscheidend [ist]“ (Murstein, 1977; zit. n. Strack, 2004, S. 205). Der Einfluss von Schönheit auf die soziale Interaktion zieht jedoch noch weitere Kreise. Physische Attraktivität hat nicht nur wesentliche Auswirkungen darauf, ob sich eine soziale Interaktion ergibt, sondern auch darauf, wie intensiv diese ausfällt (Borodajkewycz, Görlich, Schneck & Thomas, 2002). Buss (1989, S. 2) spricht hinsichtlich der *Intensität zwischenmenschlicher Beziehungen* von „long-term and short-term mating partners“.

Letztere Beziehungsform wurde im Zuge einer sozialpsychologischen Studie von Walster, Aronson, Abrahams und Rottman (1966) geprüft. Hier stand der Zusammenhang zwischen der Attraktivität eines Dates und der Absicht, sich mit dem jeweiligen Date nochmals zu verabreden, im Mittelpunkt des Interesses. Die teilnehmenden Personen bestanden aus Studentinnen und Studenten der Universität Minnesota. Es konnte die

Beobachtung gemacht werden, dass Attraktivität der alleinige Grund für das zumindest kurzzeitige Aufrechterhalten eines partnerschaftlichen Kontaktes war.

Eine weitere Studie, durchgeführt von Gangestad, Thornhill und Yeo (1994), ging einen Schritt weiter und untersuchte den Zusammenhang zwischen Attraktivität und sexuellem Kontakt. Der Grad der Attraktivität wurde an der Symmetrie des gesamten Körpers der teilnehmenden Probandinnen und Probanden gemessen, einer der wesentlichsten Maßstäbe für Schönheit. Das Ergebnis der Studie zeigte eine Abhängigkeit zwischen der Anzahl an sexuellen Kontakten einer Person und deren Körpersymmetrie. Je spiegelgleicher Personen waren, desto öfter konnten sie im Zuge der Studie von sexuellen Erlebnissen berichten (Gangestad et al., 1994).

Erwähnt sei an dieser Stelle die Bedeutung der Kurzzeitbeziehungen und der Sexualität für den Menschen. Die Sozialwissenschaftlerin Brené Brown (2010, S. 19) spricht passend dazu von „*connection*“. Sie hält fest: „*[Connection is] the energy that exists between people when they feel seen, heard and valued*“ (ebda, S. 19). Die Autorin betont in diesem Zusammenhang, dass zwischenmenschliche Verbindungen in der Biologie des Menschen liegen, da der Mensch nur durch diese emotional, physisch, spirituell sowie intellektuell wachsen kann. Buss (1989) unterstreicht die Bedeutung des sexuellen Kontaktes insbesondere für den Mann. Seine Theorie gliedert sich in die Reihe evolutionspsychologischer Modelle ein und behauptet, dass Männer tendenziell nach kurzzeitigen Beziehungen mit sexuellem Kontakt trachten, um ihr Erbmaterial zu verteilen. Diese Theorie ist umstritten, wird aber zur Erklärung des Sexualverhaltens des Mannes immer wieder herangezogen (Wendt, 2009).

Somit hat Schönheit bzw. das Schönheitsstereotyp bei Kurzzeitbeziehungen folgende Bedeutung:

1. Schönheit bzw. ihr Stereotyp sind entscheidend dafür, ob sich ein erstmaliger zwischenmenschlicher Kontakt entwickelt.
2. Schönheit bzw. ihr Stereotyp sind der einzige Parameter, der bestimmt, ob sich Partnerinnen und Partner nach einem ersten Treffen ein weiteres Mal verabreden.
3. Schönheit bzw. ihr Stereotyp sind wegweisend dafür, ob sich ein sexueller Kontakt ergibt.

Da zwischenmenschlicher sowie sexueller Kontakt für den Menschen und seine persönliche Entwicklung unabdingbar sind, scheint das Streben nach Schönheit abermals nachvollziehbar. Nach der Theorie von Buss hat Schönheit für den Mann sogar eine besonders hohe Bedeutung, denn der attraktive Mann hat eine größere Chance seiner biologisch determinierten Aufgabe nachzukommen als der unattraktive Mann.

2.3.2 Der Zusammenhang von Schönheit und Langzeitbeziehung

An den vorigen Abschnitt anknüpfend können weitere Schlüsse gezogen werden, denn sobald sich ein erster Kontakt zwischen Menschen ergibt, ist gleichzeitig die Möglichkeit dafür gegeben, dass sich dieser Kontakt weiter intensiviert und über einen längeren Zeitraum bestehen bleibt. Buss (1989, S. 2) bezeichnet Partnerinnen und Partner in einem solchen Fall „long-term [...] mating partners“. An dieser Stelle gewinnt unweigerlich der Begriff „Partnerwahl“³ (Borodajkewycz et al., 2002, S. 273) an Bedeutung. Dieser umfasst das optionale Ablehnen von Personen bzw. Zugehen auf Personen (ebda).

Sozialpsychologische Forschungsansätze, die sich um Erklärungen bezüglich des Partnerwahlphänomens bemühen, ziehen häufig Muster der *Marktwirtschaft* heran und gelangen so zu dem Begriff „social exchange“ (Hatfield et. al, 1985; Homans, 1961; Thibaut & Kelley, 1959; zit. n. Kenrick, Groth, Trost, Sadalla et al., 1993, S. 951). Ähnlich wie bei wirtschaftlichen Gütern wird bezüglich der Partnerwahl davon ausgegangen, dass jeder Mensch einen bestimmten „exchange value“ (Ingham, 2008, S. 16) bzw. „market value“ (Kenrick et al., 1993, S. 951) besitzt. Dieser wird von den individuellen Ausprägungen der fünf Dimensionen *Schönheit*, *Intelligenz*, *Charme*, *Vermögen* und *sozialer Status* bestimmt (Kenrick et al., 1993). Basierend auf den bisherigen Erkenntnissen bezüglich der positiven Annahmen, die aufgrund des Schönheitsstereotyps mit Schönheit in Verbindung stehen, ist anzunehmen, dass Schönheit einen besonders hohen Stellenwert hat.

Eine Person erhält solcherart einen Gesamtmarktwert, der aus den relationalen Vergleichen mit anderen hervorgeht (Ingham, 2008). Gemäß diesem Wert kann sie sich schließlich eine Partnerin bzw. einen Partner erwarten, denn der klassischen Markttheorie liegt folgendes Credo zugrunde: „[N]o factor should receive more in income than its output“ (Ingham, 2008, S. 37). Mit anderen Worten: Auf dem Partnermarkt kommen Personen mit ähnlichen Marktwerten zusammen und es wird dabei jeweils nach dem Bestmöglichen gesucht (Kenrick et al., 1993).

Das Streben nach dem Bestmöglichen in Form einer Partnerin bzw. eines Partners kann aber auch soziopsychologisch oder evolutionstheoretisch erklärt werden. So wird etwa in

³ Dieser Begriff soll in Folge nicht mehr zitiert werden, kann aber stets auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

der Sozialpsychologie davon ausgegangen, dass sich der soziale Wert zwischen Partnerinnen bzw. Partnern reziprok gestaltet. Das bedeutet, der soziale Wert eines Individuums steigt und sinkt mit dem sozialen Wert der jeweiligen Partnerin bzw. des jeweiligen Partners (Sigall & Landy 1973; zit. n. Gangestad, 1994). Der evolutionstheoretische Ansatz hingegen versteht das Streben nach dem bestmöglichen Partnerwert als natürlichen Drang des Menschen, seine genetische Fitness zu verbessern (Kenrick et al., 1993).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Schönheit als Dimension des „exchange value“ (Ingham, 2008, S. 16) auch für die Langzeitbeziehung von großer Bedeutung ist. So ergibt sich folgendes Muster: Je attraktiver eine Person ist, desto höher ist ihr Marktwert, weshalb die Person eine Partnerin bzw. einen Partner mit einem entsprechend hohen Marktwert erwarten kann. Da der Mensch aus sozialen und biologischen Gründen stets nach dem Bestmöglichen in Form einer Partnerin bzw. Partner strebt, ist die zentrale Bedeutung der Schönheit abermals erklärt.

2.3.3 Schönheit und sozioökonomischer Erfolg

Neben der Schönheit fungiert auch der *sozioökonomische Erfolg* als Faktor für das Partnerwahlverhalten. Traditionell gesehen ist es der Mann, der für seinen sozioökonomischen Erfolg von der Frau geschätzt wird (Brehm, 1985; zit. n. Kenrick et al., 1993). Die Evolutionsbiologie ist davon überzeugt, dass Frauen generell Männer mit ausreichenden sozioökonomischen Mitteln für die Aufzucht der Kinder bevorzugen (Buss, 1989; zit. n. Kenrick et al., 1993; Dobler, et al., 2002). Nun wäre die Annahme berechtigt, dass die wirtschaftliche Emanzipation der Frau allmählich zu gemäßigeren sozioökonomischen Anforderungen an den Mann führen. Das Thema dieser Forschungsarbeit macht eine kurze Diskussion dieser Annahme relevant. Schließlich könnte also der künftige ökonomische Erfolg von Frauen auch deren Partnerwahl beeinflussen, sodass Schönheit wichtiger wird als es in der Vergangenheit der Fall war. Eine Abnahme der sozioökonomischen Anforderungen von Seiten der Frau gegenüber dem Mann wurde in den 1970er Jahren prophezeit (Dobner et al., 2002). Eine umfassende Studie von Buss aus dem Jahre 1989, bei der 33 verschiedene Länder verteilt auf sechs Kontinente eingebunden waren, beweist jedoch Gegenteiliges. Die Studie zeigt, dass das weibliche Geschlecht die wirtschaftliche Stärke eines potenziellen Partners über alle Kulturen hinweg für wichtig empfindet (Buss, 1989). Zudem belegt Buss (1989), dass Frauen in allen Kulturen Männer bevorzugen, die Eigenschaften wie

Zielstrebigkeit und Fleiß kennzeichnet, also Schlüsseleigenschaften des ökonomischen Erfolgs.

Eine amerikanische Studie von Kenrick, Groth, Trost und Sadalla aus dem Jahre 1990 legt ebenfalls dar, dass Frauen in der Partnerwahl gut situierten Männer den Vorzug geben. Die Studie untersuchte die Wünsche von Studentinnen bezüglich ihrer zukünftigen Partner. Dabei kam heraus, dass der wirtschaftliche Erfolg eines potentiellen Partners eine höhere Rolle spielt, je länger die Dauer der imaginären Beziehung ist. Im Falle einer potenziellen Verehelichung konnten demnach die höchsten sozioökonomischen Ansprüche von Seiten der Studentinnen festgestellt werden (ebda). Auch eine 2011 durchgeführte Studie der GfK Austria Sozialforschung, in der 500 österreichische Männer und Frauen nach ihren Wünschen bezüglich ihrer zukünftigen Partnerschaft befragt wurden, belegt die Tatsache, dass die sozioökonomischen Ansprüche der Frau an den Mann weiterhin bestehen. Nach dieser Studie wünschen sich Frauen in erster Linie, dass der potenzielle Partner berufstätig ist (97 %). Gleich danach folgt der berufliche Erfolg (96 %), noch vor der Intelligenz (93 %), der Treue (92 %) und der Selbständigkeit (89 %) (http://www.gfk.at/public_relations/pressreleases/articles/007465/index.de.html, 26.7.2012).

Insgesamt weisen die obigen Ausführungen darauf hin, dass die wirtschaftliche Emanzipation der Frau bislang keine nennenswerte Anspruchsminderung bezüglich der sozioökonomischen Stärke des Mannes mit sich brachte. Dies wirft – wie gesagt – die Frage auf, ob die weiterhin hohe Anforderung der Frau bezüglich der sozioökonomischen Dimension des Mannes die Wichtigkeit seiner Schönheitsdimension mindert. Anders formuliert: Muss der Mann überhaupt schön sein, wenn er entsprechende sozioökonomische Ressourcen besitzt? Die folgenden Ausarbeitungen der vorliegenden Untersuchung lassen diese Fragestellung bejahen. So kann etwa gezeigt werden, dass die Schönheit den beruflichen Erfolg begünstigt (Ebner et al., 2002; Judge & Cables, 2004). Mit anderen Worten ist Schönheit Mittel zum Zweck. Der attraktive Mann ist tendenziell eher erfolgreich als der unattraktive Mann, weshalb generell von *keiner nennenswerten Reduzierung des männlichen Schönheitsideals* ausgegangen werden kann.

Ziel dieses Kapitels war eine detailliertere Betrachtung der in Kapitel 1 erwähnten *Reduktion des Begriffsgehaltes der Schönheit* sowie die Klärung der Gründe für das Streben nach Schönheit. Folgende Aspekte lassen sich nun zusammenfassend festhalten:

1. Es hat sich gezeigt, dass die gegenwärtige Soziokultur durch eine Einschränkung des *Begriffsgehaltes* von Schönheit u. a. aufgrund ihrer schnellebigen, reizüberflutenden Charakteristik bedingt ist. Überspitzt formuliert könnte gesagt werden, dass die heutige Soziokultur Idem Menschen kaum Zeit lässt, die inneren Werte der anderen kennen und schätzen zu lernen. Es finden rasche, oberflächliche Bewertungen auf Basis von Stereotypen statt, die an äußere Merkmale gekoppelt sind. Daher ist das, was heute besonders zählt, die äußere, plakative Schönheit bzw. der sich darauf aufbauende *social esteem*. Gleichzeitig impliziert diese Erkenntnis, dass der Mensch des 21. Jahrhunderts generell unter dem Druck steht, schön sein zu müssen.
2. Hinzu kommt, dass das Schönheitsstereotyp zusätzlich impliziert, dass „[d]er schön ist, gleichzeitig gut ist“ (Ebner et al., 2002, S. 187). Aufgrund dieses Stereotyps haben attraktive Personen einen höheren *social esteem* als unattraktive. Diese *positive Einschätzung* hat Auswirkungen auf die Praxis: Schönheit ist in beinahe allen Lebensbereichen ein *Vorteil*. Die vorliegende Diplomarbeit sieht diese Tatsache als ein starkes, unbewusstes Motiv dafür an, dass der Mensch nach Schönheit strebt. Gleichzeitig erhöht diese Tatsache den Druck auf den Menschen, schön zu sein.
3. Gesondert hervorgehoben wurde der Lebensbereich der Partnerschaft. Es wurde deutlich, dass das Schönheitsstereotyp auch dort seine eminente Wirkung zeigt, denn Schönheit begünstigt die Entwicklung kurzzeitiger zwischenmenschlicher Beziehungen sowie sexuellen Kontakt. Da beide Aspekte für den Menschen bedeutend sind, ist das Bestreben, schön sein zu wollen, nachvollziehbar. Die Theorie von Buss (1989) sagt aus, dass Schönheit für den Mann sogar besonders erstrebenswert ist, da er mithilfe seiner Attraktivität höhere Chancen hat, seiner biologischen Aufgabe nachzukommen. Darüber hinaus gliedert sich Schönheit in die Reihe jener Dimensionen ein, die den Partnermarktwert einer Person bezüglich einer Langzeitbeziehung bestimmen. Ein schöner Mensch kann nach dem marktwirtschaftlichen Credo schließlich das Bestmögliche in Form einer Partnerin bzw. eines Partners erwarten. Da der Mensch aus soziopsychologischen bzw. evolutionstheoretischen Gründen das zum Ziel hat, stellt es sich abermals als Vorteil dar, schön zu sein. Zu guter Letzt hat sich gezeigt, dass von einer Abschwächung der Bedeutung der Schönheitsdimension für den Mann aufgrund der sozioökonomischen Aufwärtsentwicklung der Frau nicht gesprochen werden kann.

Abschließend soll das folgende Zitat des Philosophen Montaigne (1957, S. 810) die in diesem Kapitel gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassen:

I cannot say often enough how much I consider beauty a powerful and advantageous quality. [...]. We have no quality that surpasses it in credit. It holds the first place in human relations; it presents itself before the rest, seduces and prepossesses our judgement with great authority and wondrous impression.

3 Die Gesetzmäßigkeiten der männlichen Schönheit

In diesem dritten Kapitel sollen die *Gesetzmäßigkeiten der männlichen Schönheit* skizziert werden. Demzufolge wird das gegenwärtige westliche „Schönheitsideal“ (Hergovich, 2002, S. 10) des Mannes im Mittelpunkt des Interesses stehen. Dieses kann allgemein als gesellschaftliches Richtmaß bzw. als gesellschaftlicher Erwartungsrahmen bezüglich der äußeren Eigenschaften eines Mannes verstanden werden (Brown, 2007). Während also im vorigen Kapitel behauptet wurde, dass der Mann nach Schönheit strebt und streben muss, soll nun aufgezeigt werden, wie diese angestrebte Schönheit definiert ist. Dabei beschränkt sich die Ausarbeitung auf die folgenden Teilideale:

1. das männliche Gesicht, dessen Merkmale evolutionsbiologisch begründet sind, und
2. den Körpertyp sowie die Körpergröße, die soziokulturell bedingt sind.

3.1 Evolutionsbiologisch bedingte Gesetzmäßigkeiten – das Gesicht

Cicero hielt einst fest, dass alles im Gesicht liegt (Pökl & Schafler, 2002). Tatsächlich lässt sich behaupten, dass das Gesicht eines Menschen einiges über ihn verrät. Der Grund dafür ist, dass das Verhältnis zwischen Testosteron und Östrogen in der Pubertät zu der Ausbildung *typisch männlicher bzw. weiblicher Gesichtsmerkmale* beiträgt (Fink et. al., 2005; Pökl & Schafler, 2002). Ist der pubertäre Hormonhaushalt *optimal*, unterstützt dieser die Entwicklung eines „geschlechtstypische[n]“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 230) Gesichtes. Somit deutet ein solches auf hormonelle Gesundheit sowie Entwicklungsstabilität hin (Thornhill & Grammer, 1999). So achtet der Mann beispielsweise darauf, eine Partnerin ohne „genetische Extreme“ (Grammer, 1993; zit. n. Müller & Schuster, 2002, S. 209) zu bekommen, denn die „übertriebene Ausprägung“ gewisser Attribute deuten bei der Frau auf eine „erhöhte Testosteronbildung“ hin, „was wiederum die Fruchtbarkeit verringert“ (Borodajkewycz et al., 2002, S. 292). Die Frau hingegen sucht bei dem Mann nach „Dominanz und Durchsetzungsvermögen“ (Grammer, 1993; zit. n. Müller & Schuster, 2002, S. 209), mitunter verdeutlicht durch stark ausgeprägte Gesichtsmerkmale, da es sich der „Träger von extremen Merkmalen [...] ‚leisten‘ können [muss], diese zu entwickeln und aufrecht zu erhalten“ (ebda). Dies kann besonders im Tierreich beobachtet werden, wo Weibchen bei Männchen „typischerweise Hervorhebungen, die lauter, größer, farbiger, häufiger, variiert und neuer sind als der Durchschnitt“ (Borodajkewycz et al. 2002, S. 276) favorisieren. Ein Beispiel für ein „extravagantes Merkmal“ ist der

„Pfauenschwanz“ (ebda, S. 275): Dieser hat eine aufmerksamkeitsregende Wirkung auf das Weibchen, besitzt aber sonst keine weiteren Funktionen (ebda).

Generell also gelten die für die Geschlechter typischen Gesichter aus evolutionsbiologischen Gründen als Idealgesichter. Um eine solche Bevorzugung auch tatsächlich zu gewährleisten, richtete die Natur einen besonderen Mechanismus ein: Da die „geschlechtstypische[n]“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 230) Gesichter näher am „Populationsmittelwert“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 208) liegen, können sie von den „neuronalen[n] Verarbeitungssystemen[n]“ (Müller & Schuster, 2002, S. 208) des Menschen rascher verarbeitet werden. Diese Tatsache führt zu der oben geschilderten Bevorzugung.

Generell deuten die bisherigen Ausarbeitungen darauf hin, dass das Idealgesicht keine Frage der Kultur ist, sondern eine Frage der *Biologie*. Tatsächlich vermuten dies etwa die Autorinnen und Autoren Gangestad, Thornhill und Yeo (1994), Thornhill und Grammer (1999), Müller und Schuster (2002) sowie Sinzinger (2002). Sie belegen die evolutionsbiologische Determinierung des idealen Gesichtes indem sie darauf verweisen, dass ein für das Geschlecht typisches Gesicht in allen Kulturen als attraktiver bewertet wird als ein untypisches Gesicht (Gangestad et al., 1991; Thornhill & Grammer, 1999; Müller & Schuster, 2002; Sinzinger, 2002). Thornhill und Grammer (1999, S. 114) sprechen deshalb von „cross-cultural similarity of ratings“ und Gangestad et al. (1994, S. 73) von „cross-cultural reliability of human facial attractiveness ratings“. Sinzinger (2002) betont die evolutionsbiologische Bestimmung der Gesichtsattraktivität ferner, indem sie sich auf Kinder bezieht. Bereits diese würden Gesichter, die für das Geschlecht typisch sind, bevorzugen (ebda). Eine Studie von Slater et al. (1998), durchgeführt an 16 Neugeborenen, deutet darauf hin: Den jungen Probandinnen und Probanden wurden verschiedene Portraitfotos vorgelegt. Die Aufmerksamkeitsspanne, welche sie den Fotos schenkten, wurde als Indiz für die entsprechende Präferenz herangezogen. Es zeigte sich eine deutliche Präferenz der schönen Gesichter, da sie mehr als 60 Prozent der Zeit von den Kindern anvisiert wurden (Slater et al., 1998). In einem weiteren, zweiteiligen Experiment von Langlois, Roggeman und Rieser-Danner (1990; zit. n. Sinzinger, 2002) wurde Ähnliches gezeigt. In beiden Teilen der Studie wurden Kinder mit mehreren Monaten untersucht. Der erste Teil der Studie sollte die Reaktionen der Kinder auf unattraktive bzw. attraktive Spielpartnerinnen beobachten. Dabei trug eine den Kindern unbekannte Frau eine unattraktive oder eine attraktive Gesichtsmaske. Das Resultat war, dass sich Kinder an dem Spiel mit der schönen Frau stärker engagierten als sie das mit der unattraktiven Frau taten (Langlois et al. 1990; zit. n. Sinzinger, 2002). Im zweiten Teil des Experimentes von Langlois et al. (1990) sollten die Kinder mit Puppen spielen, die unattraktive bzw. attraktive Gesichter hatten. Dabei zeigte sich abermals eine deutliche

Bevorzugung der Puppen mit den für das Geschlecht typischen Gesichtern (ebda). Die vorliegende Untersuchung stützt sich auf die eben genannten Studien und Argumente der zitierten Autorinnen und Autoren und nimmt daher an, dass das männliche Idealgesicht evolutionsbiologisch bedingt ist. In den folgenden Zeilen wird beschrieben, durch welche Attribute sich das typische Männergesicht auszeichnet.

Das für den Mann „geschlechtstypische“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 230) Gesicht, auch „reif[es]“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 239) Männergesicht genannt, stellt daher aus evolutionsbiologischen Gründen das Schönheitsideal dar. In Folge sollen seine genauen Attribute beschrieben werden.

3.1.1 Das geschlechtstypische Männergesicht

Grundsätzlich zeichnet sich das typische Männergesicht durch starke, dominante Ausprägungen „wie ein breites Kinn oder eine im Vergleich zur Gesichtslänge breitere untere Gesichtshälfte“ (Müller & Schuster, 2002, S. 208 f.) aus. Auch „markante Wangenknochen“ (Borodajkewycz et al., 2002, S. 292), ein „deutlich ausgeprägte[r] Nasenrücken“ (McNeill, 2001; Pökl & Schafler, 2002, S. 230), „dicke Augenbrauen, tiefliegende Augen“ sowie eine „ovale oder rechteckige“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 239) Form gelten als Norm für das Idealgesicht. „Männergesichter haben [also allgemein] schroffere, zerfurchtere Gesichtszüge [als Frauen]. Die Stirn steigt meist steiler an, die Augen liegen in tieferen Höhlen, Brauen und Kinn sind markanter ausgeprägt und ragen weiter vor, wodurch Männergesichter eine größere Tiefe erhalten“ (McNeill, 2001; zit. n. Pökl & Schafler, 2002, S. 230). Das Idealgesicht muss aber nicht nur die eben genannten Aspekte erfüllen, sondern auch allgemeine Attraktivitätsfaktoren aufweisen.

3.1.2 Allgemeine Attraktivitätsfaktoren

Elementare Attribute des attraktiven Gesichtes sind weiters Merkmale, die für *Jugendlichkeit* stehen (Rensch, 1963; zit. n. Müller & Schuster, 2002). In Hinblick auf den Mann sind das etwa die „Schlankheit, Fettlosigkeit des Gesichts [sowie die] Bartlosigkeit“ (Rensch, 1963; zit. n. Müller & Schuster, 2002, S. 206). Letzteres wird auch in einer Studie von Wogalter und Hosie (1991) bestätigt, in der 29 weibliche und 19 männliche Studenten der University of Richmond Bilder von Männern mit bzw. ohne Bart bewerten sollten. Das Ergebnis zeigte: „Clean-shaven faces were regarded more favorably than

bearded faces. They appeared younger, more attractive, and more sociable“ (Wogalter & Hosie, 1991, S. 591). Anders verhält es sich mit dem Haupthaar. Hier gilt volles Haar als Ideal des Mannes (Müller & Schuster, 2002; Pökl & Schafler, 2002). Schließlich ist auch die faltenfreie Haut zu den attraktiv geltenden Jugendlichkeitsmerkmalen hinzuzufügen (Müller & Schuster, 2002). Es muss jedoch festgehalten werden, dass die *Jugendlichkeit* beim Mann längst keine so große Rolle spielt wie bei der Frau (Pökl & Schafler, 2002). So ist etwa „[d]er Partnerwert eines Mannes [...] deutlich weniger altersabhängig“ (ebda, S. 237). Ein Grund dafür ist, dass die Frau davon ausgehen kann, dass die sozialen bzw. monetären Ressourcen mit zunehmendem Alter eines Mannes steigen (Dobler et al., 2002, S. 300). Ein anderer Grund ist, dass die Fruchtbarkeit eines 50-jährigen Mannes immerhin noch zu 80 Prozent der Fruchtbarkeit eines jungen Mannes entspricht, während die Fruchtbarkeit der Frau mit ansteigendem Alter drastisch sinkt (Pökl & Schafler, 2002). „Fruchtbarkeit bzw. Fertilität“ kann „als die Fähigkeit der Lebewesen, Nachkommen zu erzeugen“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 236) begriffen werden.

Ebenso positiv bewertet werden Merkmale, die auf einen *guten Gesundheitszustand* hinweisen. Gesundheit bzw. „Health“ lässt sich laut der WHO (1948) wie folgt definieren: „Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity“ (S. 100). Die Gesundheitsmerkmale des Gesichtes umfassen eine reinliche Haut ohne Irritationen, einen rötlichen Teint der Haut, saubere, strahlende Zähne sowie ein heller Augenhintergrund ohne Gelbstich (Hejj, 1996; Müller & Schuster, 2002; Dobler et al., 2002). Hautirritationen jeglicher Art werden gemeinhin als unattraktiv eingestuft (Müller & Schuster, 2002), dazu zählen auch dunkle Schatten unter den Augen (Pökl & Schafler, 2002). Letztlich muss erneut Bezug auf den Bart des Mannes genommen werden, denn Bartlosigkeit ist nicht nur lediglich ein Zeichen für Jugendlichkeit, sondern auch für Reinlichkeit und damit für einen guten Gesundheitszustand (Pökl & Schafler, 2002), da sich in „Gesichtsbehaarung [...] Keime und Bakterien“ festsetzen, die Krankheiten hervorrufen können (ebda, S. 233).

Plato hielt einst fest, dass die Qualität der Proportion unweigerlich Schönheit bedeuten würde (Papel et al., 2009). Damit deutet er auf einen dritten, für die Schönheit eines Gesichtes fundamentalen Aspekt hin: den Aspekt der „Symmetrie“ (Müller & Schuster, 2002, S. 209; Pökl & Schafler, 2002, S. 235), welcher die beiden oben genannten Attribute *der Jugendlichkeit* und *der guten Gesundheit* miteinander vereint. Der Grund für diese Einheit ist, dass die Spiegelgleichheit eines Gesichts nicht nur ein Zeichen für *Jugendlichkeit* ist, sondern auch ein Zeichen für „Gesundheit und Fitness“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 235). Erstere Behauptung ist dahingehend zu erklären, dass

sich die Spiegelgleichheit eines Gesichtes mit zunehmendem Alter reduziert (Gangestad et al., 1994). Zweitere Behauptung, die eine direkte Verknüpfung zwischen Spiegelgleichheit und einem guten Gesundheitszustand ist, kann wie folgt begründet werden: „Je mischerbiger ein Mensch ist, umso symmetrischer ist sein Körper und damit auch sein Gesicht aufgebaut“ (Thornhill & Gangestad, 1993; zit. n. Pökl & Schafler, 2002, S. 235). Pökl und Schafler (2002) berichten in ihrem Beitrag von einer Studie, durchgeführt von Shackelford und Larsen (1999), bei der die Gesichtssymmetrie und der Gesundheitszustand von Studentinnen und Studenten der Psychologie zwischen dem 18. und 23. Lebensjahr untersucht wurden. Die Studie sollte herausfinden, inwieweit die Gesichtssymmetrie tatsächlich die Gesundheit der Probandinnen und Probanden anzeigt. Dabei wurde nicht nur die Krankheitsgeschichte der Personen untersucht, sondern auch aktuelle Befindlichkeiten über einen Zeitraum von mehreren Wochen. Das Ergebnis bestätigt einen Zusammenhang zwischen der Symmetrie des Gesichtes und der Gesundheit (Shackelford & Larsen, 1999; zit. n. Pökl & Schafler, 2002). So wiesen „[a]ttraktive Probanden [...] höhere Werte bezüglich der kardiovaskulären Gesundheit auf [...] und klagten etwas seltener über Kopfschmerzen [...] und Schnupfen [...]“ (Shackelford & Larsen, 1999; zit. n. Pökl & Schafler, 2002, S. 244). Bei Männern zeigte sich dieser Zusammenhang deutlicher als bei Frauen (Shackelford & Larsen, 1999; zit. n. Pökl & Schafler, 2002). In anderen Studien wurde zudem bewiesen, dass „Asymmetrie mit durchschnittlich geringerer Lebenserwartung und Entwicklungsstörungen korreliert“ (Livshits & Kobylansky, 1911; zit. n. Müller & Schuster, 2002, S. 210). In einer weiteren Studie von Manning, Scutt und Lewis-Jones (1998) zeigte sich etwa auch ein Zusammenhang zwischen Spiegelungleichheit des Gesichtes von Männern und verminderter Qualität der Spermien. Damit lässt sich die oben erwähnte Regel „je mischerbiger, desto gesünder, [und] desto symmetrischer desto fruchtbarer“ (Thornhill & Gangestad, 1993; zit. n. Pökl & Schafler, 2002, S. 235) ebenfalls belegen.

Generell deuten die angegebenen Studien also auf eine tatsächliche Verbindung zwischen Gesichtssymmetrie und Gesundheit hin. Allerdings soll an dieser Stelle auch aufgezeigt werden, dass ein unter Umständen schlechterer Gesundheitszustand immer auch Resultat der weitreichenden, in Kapitel 2 geschilderten, sozialen Benachteiligungen unattraktiver Menschen sein kann.

Allgemein also umfasst das männliche Idealgesicht neben geschlechtstypischen Ausprägungen auch allgemeine Attraktivitätsmerkmale, die auf die Faktoren *Jugendlichkeit* und *guter Gesundheitszustand* hinweisen. Jugendlichkeit ist jedoch ein Merkmal, das beim Mann, anders als bei der Frau, keine zentrale Rolle spielt.

In den Medien werden häufig zwei weitere Gesichter bevorzugt gezeigt, die gemeinhin als attraktiv gelten. Diese weisen ebenfalls die genannten übergeordneten Attraktivitätsfaktoren auf, jedoch keine oder wenig geschlechtstypische Anzeichen. Diese Gesichter orientieren sich am so genannten „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) bzw. am „androgynen“ (Dreßler, 2011, S. 160 ff.) Männergesicht.

3.1.3 Das Babyface und das androgyne Männergesicht

Abgesehen von dem reifen Männergesicht stellt auch das so genannte „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) ein attraktives Männergesicht dar, welches besonders häufig in den Medien zu sehen ist (Lindmeier & Wallner, 2002). Es handelt sich hierbei generell um ein „rundes Gesicht [mit] große[n] Augen“ (ebda, S. 221). Diese Merkmale werden unabhängig von dem jeweiligen kulturellen Hintergrund als *kindlich* empfunden, weshalb Männer mit jenen Merkmalen automatisch als „warmherziger und weniger ernst“ (ebda, S. 221) empfunden werden.

Lindmeier und Wallner (2002, S. 225) nehmen dazu passend auf eine Studie von Berry und Landry (1997) Bezug, bei der Aufzeichnungen von über hundert College-Studentinnen und Studenten hinsichtlich ihrer sozialen Kontakte untersucht wurden. Es kam dabei heraus, dass sich Studentinnen und Studenten mehr in Gesprächen gegenüber anderen Studentinnen und Studenten öffneten, wenn diese kindliche Gesichtselemente besaßen. Dies lässt vermuten, dass solche Attribute für Männer dann hilfreich sind, wenn es darum geht, jemanden kennenzulernen (Lindmeier & Wallner, 2002). Gleichzeitig zeigte sich, dass jene „mit einem dominanten Aussehen öfters [...] Geschlechtsverkehr hatten“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 225).

Zebrowitz und McDonald (1991, zit. n. Lindmeier & Wallner, 2002) präsentierten eine weitere Studie, bei der Probandinnen und Probanden anhand von Fotos entscheiden sollten, für welche Position sie bestimmte Bewerber in einer Bank anstellen würden. Zur Auswahl standen die Berufe des „Darlehens-Berater[s] und [des] Bank-Vorstand[es]“ (ebda, S. 226). Das Ergebnis der Studie war, dass Männer mit „Babyface“ häufiger als „Darlehens-Berater“ eingestellt wurden, während jene mit „reiferem Gesicht“ häufiger als „Bank-Vorstand“ ausgewählt wurden (ebda, S. 226).

Ähnlich fiel eine Untersuchung von Mazur, Mazur und Keating (1984; zit. n. Lindmeier & Wallner, 2002) an Soldaten aus. Sie zeigte, dass „dominant aussehende Männer mit reiferen Gesichtszügen höhere militärische Dienstgrade“ (ebda, S. 226) erhielten.

Dementsprechend ist es auch nicht verwunderlich, dass Männer mit „Babyface[s]“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215ff) in der Werbung anders als Männer mit „reif[en]“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 239) Gesichtern eingesetzt werden. So kommen erstere Männer immer dann zur Geltung, wenn „die Zufriedenheit mit dem Produkt“ (Zebrowitz, 1998; zit. n. Lindmeier & Wallner, 2002, S. 225) im Zentrum des Interesses steht, denn ihnen würde zwar „mangelnde Kompetenz[, aber] bessere Glaubwürdigkeit“ (ebda, S. 225) nachgesagt werden. Hingegen kommen „Personen mit reiferen Gesichtszügen – sie wirken fachlich kompetenter – [...] in Werbungen vor, in denen Fakten von einem Produkt überzeugen sollen“ (ebda, S. 225 f.).

Neben dem „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) ist auch das „androgyn“ (Dreßler, 2011, S. 160 ff.) Männergesicht seit den 1970er Jahren in den Medien vertreten, das sich durch „feminine Attribute“ (ebda, S. 160) wie „volle Lippen“ auszeichnet (ebda, S. 162). Es gehört zu dem so genannten „androgyn[e]“ (ebda, S. 160 ff.) Mann. Eine Unterform dieses Mannes ist der „metrosexuelle Mann“, der seit den 1990er Jahren in den Medien zu sehen ist. Dieser „[tritt] mit femininen Attributen und weiblichen Vorlieben wie manikürten Fingernägeln, Anwendung von Körperpflegemitteln sowie einem Interesse an Lifestyle und Mode in Erscheinung“ (ebda, S. 160). Dreßler (2011, S. 164) konnte im Zuge einer Werbeanalyse des Magazins *stern* zeigen, dass „seit den 70er Jahren eine Zunahme androgynen Männer“ in diesem Magazin vorliegt. Insofern kann dieses Gesicht als Modegesicht verstanden werden, eingebracht von den Medien als „Trendsetter“, „Impulsheber“ bzw. „Spiegel der Gesellschaft“ (ebda, S. 136). So geht Kreutzer (1998, zit. n. Dreßler, 2011, S. 160) davon aus, dass „der Einzug des androgynen Mannes in der Werbung [...] mit einer aus der Emanzipation resultierenden Unsicherheit seiner Rollenwahrnehmung“ einherging. Die Präsenz femininer Männergesichter in den Medien spiegelt somit die „Geschlechterrollenentwicklung seit den 70er Jahren“ (Bierhoff-Alfermann, 1989; zit. n. Dreßler, 2011, S. 160) wider.

Zusammenfassend ist deshalb folgendes zu vermerken: Aus biologischen Gründen wird über alle Kulturen und Altersgruppen hinweg das „reif[e]“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 215 ff.) Männergesicht mit seinen geschlechtstypischen Ausprägungen bevorzugt. Weitere kultur- und altersgruppenunabhängige Vorzüge, die das Idealgesicht umfassen muss, sind Anzeichen von *Gesundheit* und *Jugendlichkeit*. Letztere Kernaspekte sind auch bei dem „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) und dem „androgyn[e]“ (Dreßler, 2011, S. 160 ff.) Gesicht, die in der Medienwelt stark vertreten sind, vorhanden. Schon allein deshalb werden die Gesichter gemeinhin als attraktiv angesehen. Allerdings muss die Frage gestellt werden, ob das „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) sowie das „androgyn“ (Dreßler, 2011, S. 160 ff.) Gesicht überhaupt dem männlichen

Schönheitsideal entspricht. Schließlich nähern sich die beiden Gesichter dem für die Frau typischen Gesicht stark an. Aus evolutionsbiologischer Sicht wären sie deshalb nicht die bevorzugten Gesichter. Allgemein zeigen die obigen Erläuterungen daher erwartungsgemäß, dass das für den Mann typische Gesicht stets vorteilhafter ist. So ist es etwa gegenüber dem „Babyface“ (Lindmeier & Wallner, 2002, S. 215 ff.) sozioökonomisch tendenziell vorteilhafter, wie auch bezüglich eines potentiellen Geschlechtsverkehrs. Da das „androgyn“ Gesicht sozusagen das Gegenteil des „reif[en]“ (ebda, S. 215 ff.) Gesichtes darstellt, ist anzunehmen, dass auch dieses Gesicht sozioökonomisch und partnerschaftlich betrachtet eher benachteiligt ist.

Basierend auf den bisherigen Ausarbeitungen ist deshalb zu sagen, dass das „geschlechtstypische“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 230) Gesicht das grundlegende männliche Gesichtsideal ist. Die beiden anderen genannten Gesichter können als Modegesichter verstanden werden, als moderne Ausprägungen bzw. Facetten des männlichen Idealgesichtes. Zwar stehen sie ohne weiteres mit bestimmten positiven Stereotypen in Verbindung, evolutionsbiologisch gesehen können sie aber nicht als Ideale gewertet werden.

3.2 Soziokulturell bedingte Gesetzmäßigkeiten – Körpergröße und Körpertyp

Bei der Präferenzen hinsichtlich bestimmter Körpertypen bzw. Körpergrößen handelt es sich um rein soziokulturelle Vorlieben (Mishkind, Rodin, Silberstein & Striegel-Moore, 1986, S. 548). Als Beweis hierfür kann darauf verwiesen werden, dass sich Ideale bezüglich dieser Aspekte des Körperbaus, anders als das Ideal bezüglich des Gesichtes, über die Jahrhunderte stets in einem Wandel befunden haben (Hergovich, 2002; Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002; Sinzinger, 2002). In den folgenden Abschnitten sollen die beiden Körperaspekte behandelt werden.

3.2.1 Der (über-)durchschnittlich große Mann

Laut dem 2005 durchgeführten deutschen Mikrozensus beläuft sich die durchschnittliche Körpergröße der deutschen Männer, alle Altersgruppen miteinbezogen, auf 1,78 Meter. Dieselbe Durchschnittsgröße kann auch für Österreich angenommen werden. Ein Mann mit 1,78 Meter und größer ist damit durchschnittlich bzw. überdurchschnittlich groß, wäh-

rend ein Mann unter 1,78 Meter als klein bzw. unterdurchschnittlich groß bezeichnet werden kann (Statistisches Bundesamt Wiesbaden, 2005).

Durchschnittlich bzw. überdurchschnittlich großen Männern wird in der heutigen Soziokultur der westlichen Welt tendenziell mehr *Wertschätzung* und *Respekt* entgegengebracht als kleineren Männern (Judge & Cable, 2004). Diese Tatsache findet auch in der Sprache Niederschlag (Hensley & Cooper, 1987; zit. n. Judge & Cable, 2004). Im englischen Sprachgebrauch beispielsweise wird die Bezeichnung „big man“ (Frieze et al., 1990, p. 47, zit. n. Judge & Cable, 2004, S. 430) für eine Person verwendet, die hoch angesehen ist. Weiters dienen Phrasen wie „look[ing] up“ (ebda), auf Deutsch „zu jemandem aufschauen“, dazu, den Respekt und die Wertschätzung einer Person gegenüber auszudrücken.

Der Grund für diese Ausdrücke sind die mit einer großen Statur in Verbindung gebrachten Stereotype. Judge und Cable (2004, S. 428) formulieren diese folgendermaßen: „[T]aller individuals are judged as being more persuasive (Young & French, 1996), more attractive as mates (Freedman, 1979; Harrison & Saeed, 1977; Lerner & Moore, 1974), and more likely to emerge as a leader of people (Highman & Carment, 1992; Stogdill, 1948)“. Dobler et al. (2002, S. 301f) schreiben ebenfalls, dass Körpergröße mit „Eigenschaften wie Stärke und Tapferkeit“ in Verbindung gebracht wird. Diese stereotypen Verknüpfungen lassen unweigerlich an die Evolutionsbiologie denken, denn eine der grundlegendsten Regeln der Natur lautet (Freedman, 1979, S. 92, zit. n. Judge & Cable, 2004, S. 428): „[T]he bigger, the more dangerous“. Tiere halten sich an diese Regel und verschmähen so Kämpfe mit jenen, die ihnen offensichtlich überlegen sind (ebda). Dennoch ist zu betonen: Für die Lebenswelt des Menschen gilt dies jedoch nicht. Mishkind et al. (1986, S. 548) halten fest: „[In] research it is now generally agreed that [relationships between body build and personality] are learned (McCandless, 1960) and have no or minimal genetic determinants“. Anders als bei dem Gesicht, bei dem dominante Merkmale tatsächlich auf genetische Durchsetzungskraft hindeuten, stehen daher respekteinflößende Eigenschaften mit einem gewissen Körperbau nur in Zusammenhang, da der Mensch diesen Zusammenhang im Kontext seiner Soziokultur gelernt hat.

Unweigerlich werden mit dem unterdurchschnittlich großen Mann gegenteilige Eigenschaften verbunden. Whitley und Kite (2009) beziehen sich auf berühmte Menschen, die aufgrund ihrer kleinen Statur öffentlich lächerlich gemacht wurden. Einer jener Menschen ist der mit seinen 1,70 Metern bisher kleinste Präsident der Vereinigten Staaten, William McKinley, der von den Medien „little boy“ (Judge & Cable, 2004, S. 428) genannt wurde. Diese Bezeichnung steht in unmittelbarem Kontrast zu jener oben genannten Bezeichnung des ‚big man‘. Der Ausdruck ‚boy‘ demonstriert eindrücklich die

mit der kleinen Körperstatur einhergehende Verharmlosung. Diese und andere Beispiele lassen die Notwendigkeit des von Alfred Adler (1956; zit. n. Judge & Cable, 2004, S. 428; Whitley & Kite, 2009, S. 529) definierten Begriffs „Napoleon complex“ plausibel erscheinen. Der „Napoleon complex“ (ebda) bezieht sich auf ein Gefühl der Minderwertigkeit kleiner Menschen, das sie folglich durch Verhaltensweisen wie Aggressivität kompensieren (Adler 1956; zit. n. Judge & Cable, 2004). Dementsprechend erwarten beispielsweise hochrangige Polizeibeamtinnen und -beamte in einer Studie von Lester und Sheehan (1980; zit. n. Judge & Cable, 2004) bei unterdurchschnittlich großen Polizeibediensteten mehr Disziplinarprobleme als bei durchschnittlich bzw. überdurchschnittlich großen Bediensteten.

Insgesamt ist also zu bemerken, dass der (über-)durchschnittlich große Mann mit Stereotypen in Verbindung steht, die Respekt und Wertschätzung auslösen. Da bei dem kleinen Mann das Gegenteil der Fall ist, kann eine (über-)durchschnittliche Körpergröße als Ideal gewertet werden. Nach dem Prinzip ‚Wer schön ist, ist gut und erfährt Gutes‘ sollen nun die Vorteile des (über-)durchschnittlich großen Mannes gegenüber dem kleineren Mann aufgezeigt werden.

3.2.2 Die Vorteile der (über-)durchschnittlichen Körpergröße

Der große Mann erfährt Vorteile an Arbeitsplätzen, an dem Überzeugung und Macht eine Rolle spielen (Judge & Cable, 2004). So berichtet etwa eine Studie von Kurtz (1969; zit. n. Judge & Cable, 2004), dass überdurchschnittlich große Verkäufer einen größeren Eindruck bei Kunden hinterlassen als kleinere Verkäufer. Whitley und Kite (2009) halten dazu passend fest, dass der größere Kandidat in der Geschichte der US-amerikanischen Präsidentenwahlkämpfe meist als Gewinner hervorkam. Ein ähnlicher Zusammenhang wurde bei einer österreichischen Studie aus dem Jahre 1988, durchgeführt von Seidler und Neubert (zit. n. Dobler et al., 2002), entdeckt. Ihrzufolge nahmen größere Männer tendenziell wichtigere berufliche Positionen ein. Auch die wohl umfassendste Studie von Judge und Cable (2004), die bis dato über den Zusammenhang zwischen Körpergröße und wirtschaftlichem Erfolg durchgeführt wurde, deutet in selbige Richtung. Es kam heraus, dass große Männer bessere Karrierechancen haben, hervorgerufen durch ihren höheren *social esteem*. Weiters zeichneten sich Konsequenzen für deren *Gehalt* ab: “[A]n individual who is 72 in. [183 cm] tall would be predicted to earn almost \$166,000 more across a 30-year career than an individual who is 65 in. [165 cm] tall” (Judge & Cable, 2004, S. 437). Etliche qualitative Studien heben diese Erkenntnisse auf ein allgemeineres

Level, indem sie bestätigen, dass Zusammenhänge zwischen der Körpergröße und den Aspekten des Führungsverhaltens, der Führungsleistung und der Führungsemergenz bestehen (Hensley & Cooper, 1987; Roberts & Herman, 1986; zit. n. Judge & Cable, 2004).

Die deutsche wirtschaftspsychologische Gesellschaft berichtet ferner, dass die (über-) durchschnittliche Körpergröße ein wesentlicher Aspekt des "Stereotyp[s] der Führungskraft" (<http://www.wpgs.de/content/view/518/365/>, 12.8.2012) ist. „Das Stereotyp der guten Führungskraft ist männlich: Dominant, entscheidungsfreudig, unemotional, groß [...]. Entsprechend werden Führungskräfte gesucht und ausgewählt“. Daher, so die Gesellschaft, sind „[k]leine Männer [...] in Führungsebenen unterrepräsentiert“ (<http://www.wpgs.de/content/view/518/365/>, 12.8.12).

Zusammenfassend stellt sich eine (über-)durchschnittliche Körpergröße in der beruflichen Welt überall dort als Vorteil dar, wo Überzeugung und Durchsetzungskraft verlangt sind. Durch die mit ihr in Verbindung stehenden Stereotype kann sich der große Mann über einen tendenziell größeren wirtschaftlichen Erfolg freuen. Anknüpfend an Abschnitt 2.3.3 lässt sich demnach die Behauptung verfestigen, dass Schönheit beruflichen Erfolg begünstigt (Ebner et al., 2002; Judge & Cables, 2004) und somit Mittel zum Zweck ist.

3.2.3 Der mesomorphe Mann

Die grundlegende westliche Idealvorstellung des männlichen Körpertyps ist „mesomorphic (i.e., of well-proportioned, average build)“. Der nicht dem Ideal entsprechende Körper hingegen wird als „ectomorphic (thin)“ oder „endomorphie (fat)“ (Miskind et. al., 1986, S. 546) bezeichnet.

Die Bevorzugung des *mesomorphen Körpertyps* ist, wie die (über-)durchschnittliche Körpergröße, nicht evolutionsbiologisch, sondern soziokulturell determiniert. Ein Beleg dafür ist, dass diese Bevorzugung nicht kulturübergreifend ist. So entspricht etwa das fernöstliche Körperideal eher jenem, das durch die besinnlich wirkenden, rundlichen Gottheiten vorgegeben ist. Im „indo-tibetischen Raum“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 106) beispielsweise finden sich keine Abbildungen nackter Körper, sondern Körper, die von kostbaren Kleidern umhüllt sind. Diese standen für Reichtum, während sich gleichermaßen ein meist fülliger Korpus unter den Kleidern befand, der ebenfalls auf finanzielle Stabilität hindeutete. Das westliche Ideal hingegen mißt sich an den Abbildungen muskulöser griechischer Götter (Dutton, 1995; zit. n. Jefferson, 1998), aber auch die „sakrale bildende Kunst des Christentums“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, Steyrer, Hanna-Therese (2013)

S. 102) stellt ein mesomorphes Schönheitsideal auf. So wird Christus in jüngere Abbildungen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert „mit überbetonter männlicher Muskulatur“ (ebda, S. 103) dargestellt.

Ryckman (1991; zit. n. Whitley & Kite, 2009) deutet auf die mit den unterschiedlichen Körpertypen in Verbindung gebrachten Stereotype hin. Generell würden Menschen übergewichtige Personen eher faul, nachlässig und unattraktiv einschätzen, während dünne Personen als genau und intelligent, aber gleichzeitig auch als verkrampft und ängstlich gelten. Muskulöse Körper hingegen würden mit den Eigenschaften *attraktiv, gesund und abenteuerlustig* in Verbindung gebracht werden. Auch Pope, Phillips und Olivardia (2001) beziehen sich auf den muskulösen Körpertyp und nennen ferner, dass ihn insbesondere junge Männern mit Eigenschaften wie *Macht, Dominanz, Stärke, Virilität und Selbstbewusstsein* gleichsetzen. Jefferson (1998, S. 78) spricht ähnlich von „hardness“, für welche der muskulöse Körper steht.

Insofern ist der muskulöse Körper, ähnlich wie der (über-)durchschnittlich große Körper des Mannes, eine Verkörperung mächtiger Eigenschaften. Gleichzeitig ist aber zu bemerken, dass der muskulöse männliche Körper, anders als der großgewachsene männliche Körper, in einer direkteren Verbindung mit Attraktivität steht (Ryckman, 1991; zit. n. Whitley & Kite, 2009; Horvath, 1981; Kirkpatrick & Sanders, 1978; Staffieri, 1967; zit. n. Miskind et. al., 1986). Dutton (1995, S. 16, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79) spricht deshalb von einer „dual nature“ des muskulösen Körpers. Denn einerseits ist er ein Symbol der Stärke, gleichzeitig aber steht er unmittelbar mit Ästhetik und Erotik in Verbindung (Dutton, 1995, S. 16, zit. n. Jefferson, 1998).

3.2.4 Der hypermesomorphe Mann

Die grundlegende westliche Idealvorstellung des Körpertyps muss um den so genannten *hypermesomorphen Körpertyp* erweitert werden, denn Tucker (1982b, zit. n. Miskind et. al., 1986, S. 546) zeigt auf: „Within the mesomorphic category, a majority [of men] select what we shall refer to as the hypermesomorphic or muscular mesomorphic body as preferred“.

Der hypermesomorphe Körpertyp umfasst die klassischen Körperproportionen „eines Bodybuilders“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 104). Diese implizieren definierte Brust- und Armmuskeln sowie breite Schultern und ein schmales Becken (Miskind et. al., 1986). Von besonderer Bedeutung ist einerseits die „charakteristische V-Form“ (Dobler et

al., 2002, S. 302) des Oberkörpers und andererseits eine Kombination aus eminenter Muskulatur und einem Minimum an Körperfett (Pope et al., 2001).

Die Notwendigkeit, das mesomorphe Ideal um das hypermesomorphe Ideal zu erweitern, ergibt sich auch aus den Ergebnissen einer Studie von Pope et al. (2001), die in den USA und Europa durchgeführt wurde. Männer sollten im Zuge dieser großangelegten Studie mithilfe von Computeranimationen jenen männlichen Körper nachbilden, der ihrer Meinung nach von Frauen favorisiert wird. Frauen hingegen sollten die männliche Körperdarstellung so verändern, dass sie ihnen selbst am besten gefällt. Es konnten sowohl der Muskelgehalt als auch der Fettgehalt des Körpers adaptiert werden (ebda). Das Ergebnis lautete: „Der Körper, der Frauen nach Meinung der Männer gefällt, ist fünf bis zehn Kilo muskulöser als derjenige, der Frauen *tatsächlich* gefällt“ (ebda, S. 41). Zudem zeichnet sich der von den Männern gewählte Körper durch ein Minimum an „Körperfett“ (ebda, S. 56) aus. Dieses Muster wurde sowohl in den USA als auch in Europa beobachtet (ebda). In Folge ließen Pope et al. (2001) auch 11- bis 16-jährige Jungen an demselben manipulierbaren Computerkörpermodell den Muskel- und Fettgehalt ihrer Präferenz einrichten. Bei ihnen zeigte sich ebenfalls eine starke Präferenz des hypermesomorphen Körpertyps (ebda).

Grogan und Richards (2002) hingegen geben an, dass Männer und Jungen eher den mesomorphen Körpertyp favorisieren. Ihre Studie besteht aus Gruppendiskussionen mit Jungen im Alter zwischen 8 und 16 Jahren sowie jungen Erwachsenen. Es kam dabei in erster Linie heraus, dass den teilnehmenden Probanden die *Ästhetik des eigenen Körpers wichtig* ist. Die Autorinnen setzen dieses Ergebnis in Kontrast zu traditionellen Annahmen über das männliche Körperbild, die davon ausgehen, dass der Mann seinen Körper lediglich aus einem funktionellen Blickwinkel betrachtet. Weiters halten Grogan und Richards (2002) fest, dass *Muskelmasse als ästhetisch empfunden wird*. Die Autorinnen (2002, S. 225) bauen ihre Argumentation auf Aussagen wie diese auf:

Interviewer: What is your ideal shape for a man, say when you are in your twenties?

Simon: Muscular legs.

Shaun: Muscular.

Sandy: Good tan like.

Stan: Like a footballer. Just medium build.

Simon: Not fat, not right thin, just medium.

Interviewer: So how would you like to develop?

Sandy: Bodybuilder.

Simon: Boxer

Shaun: Just a bit muscular.

Stan: Yeah.

Die Studie von Grogan und Richards (2002) zeigt, dass nicht alle Jungen bzw. Männer einen hypermesomorphen Körper bevorzugen. Die Behauptung, dass sich alle Männer einen solchen Körpertyp wünschen, ist deshalb mit Vorsicht zu genießen. Tucker (1982b, zit. n. Miskind et. al., 1986, S. 546) und Pope et al. (2001) sind sich diesbezüglich jedoch sicher. Die vorliegende Diplomarbeit möchte sich zwischen diese beiden Positionen eingliedern. Sie nimmt an, dass zumindest eine Vielzahl der Jungen und Männer den hypermesomorphen Körpertyp bevorzugt.

Die Problematik des hypermesomorphen Körpertyps liegt in der *Kombination aus einem niedrigen Körperfettgehalt und einer enormen Muskelmasse* (Pope et al., 2001). Pope et al. (2001) wandeln diese Kombination in eine Formel um. Sie berechnen einen „Fettfreie-Masse-Index“ oder kurz „FFMI“, der aus den Angaben „Größe, Gewicht und [...] Körperfett“ (ebda, S. 56) besteht. Genau lautet die Formel wie folgt: $FFMI = FFKG/H^2 + 6,1 \times (1,8 - H)$ (ebda, S. 315). In der Formel stellt die Abkürzung „FFKG“ das „fettfreie Körpergewicht in Kilogramm“ dar, während „H“ für die „Größe in Meter“ (ebda, S. 315) steht.

Nach dieser Formel würde ein Mann mit einem FFMI von 16 allgemein als schwächling gelten und kaum Muskeln vorweisen. Als Gegenstück hierzu ist das Maximum anzugeben, das im Bereich des Möglichen liegt. So kann im Falle der Einnahme unterstützender Mittel ein FFMI um die 30 erreicht werden. Laut Pope et al. (2001) wünschen sich Männer meist einen FFMI von etwa 22, während Jugendliche sogar einen FFMI von 25,5 oder darunter favorisierten. Bezüglich des Körperfettes ist folgende Angabe bemerkenswert: Um dem hypermesomorphen Körperideal zu entsprechen, müsste laut der angegebenen Formel ein durchschnittlich großer Mann mit 1,78 Metern ein Gewicht von 70 Kilogramm haben sowie einen Fettanteil von wenigen 4,5 Prozent. Diese Zahlen lassen Folgendes vermuten: Das Erreichen dieser von dem hypermesomorphen Körper geforderten Kombination aus Fettfreiheit und eminenter Muskelmasse ist nur durch tägliches, hochgradig effizientes, individuell zugeschnittenes Training sowie durch höchste Konsequenz bezüglich der Ernährungszufuhr möglich (ebda), denn jeder Anstieg an Muskelmasse bedeutet unweigerlich einen Anstieg an

“Körperfett” (ebda, S. 56). Ein Fettanstieg hingegen sollte nicht eintreten, da dieser dem männlichen Ideal nicht mehr entsprechen würde (ebda, 2001).

Der daraus zu ziehende Schluss lautet deshalb: Das von vielen Männern gewünschte Körperideal ist nur durch „muskelaufbauende“ (ebda, S. 54) Mittel zu erreichen, die einen Aufbau an Muskelmasse ohne einen entsprechenden Fettzuwachs relativ rasch und weitgehend unabhängig von den jeweiligen genetischen Voraussetzungen zulassen. Ohne chemische Hilfsmittel ist dieses Ideal kaum realisierbar. Doch auch in diesem Fall bleibt das Ideal nur jenen Männern zugänglich, die genetisch dafür begünstigt sind (ebda, 2001).

Nach dem Prinzip ‚Wer schön ist, ist gut und erfährt Gutes‘ soll im folgenden Abschnitt gezeigt werden, dass nicht nur der (über-)durchschnittlich große Mann, sondern auch der muskulöse Mann gewisse Vorteile erfährt.

3.2.5 Die Vorteile des (hyper-)mesomomorphen Körpertyps

Ein erster bedeutsamer Vorteil, den Männer mit trainierten Körpern erfahren, bezieht sich auf den *sexuellen Kontakt*. Es stellte sich beispielsweise heraus, dass Männer mit diesen Körpern „früher sexuell aktiv“ (Mazur, 1994; Pökl & Schafler, 2002, S. 239) werden.

Die *sozioökonomischen Vorteile* des trainierten Mannes werden besonders anschaulich, betrachtet man die Nachteile des übergewichtigen Mannes am Arbeitsmarkt. Eine kürzlich veröffentlichte Studie von Giel et al. (2012) demonstriert diese Nachteile. Mithilfe eines Computerprogramms sollten Personalmanagerinnen und -manager das Berufsprestige photographierter Personen einschätzen sowie die Frage beantworten, ob sie die abgebildeten Personen einstellen würden oder nicht. Die auf den Fotografien ersichtlichen Informationen bestanden aus dem Geschlecht, der ethnischen Herkunft und dem BMI (Giel et al., 2012). Die Studie verdeutlicht, dass das Arbeitsstellenprestige der normalgewichtigen Personen allgemein überschätzt wird, während jenes der übergewichtigen Personen eher unterschätzt wird. So zeigt sich: “Only 2% of study participants credited the obese women as having a high-prestige occupation such as a medical doctor or architect” (Giel et al., 2012, S. 13). Bezüglich der Frage um die Anstellung der Personen lässt sich eine starke Stigmatisierung in Hinblick auf das Körpergewicht erkennen: „42 % disqualified the obese female and 19 % the obese male” (Giel et al., 2012, S. 13).

Obwohl der Körpertyp bei Frauen demnach einen stärkeren Einfluss auf die sozioökonomische Situation zu haben scheint, darf auch die sozioökonomische Benachteiligung übergewichtiger Männer laut der Studie nicht unterschätzt werden (Giel et al., 2012), denn die Studie fasst zusammen: “We interpret our study’s data as strong evidence of stigmatization against obese individuals by HR [human resource] professionals. Such stigmatization affects a broad range of work-related aspects including labor market access and advancement possibilities” (Giel et al., 2012, S. 13).

Insgesamt stellt sich hiermit das Übergewicht auf dem Arbeitsmarkt als Hindernis dar. Unweigerlich kann diese Gegebenheit als Vorteil für den fitten, (hyper-)mesomorphen Mann gewertet werden. Vorsichtiger formuliert: Die Stereotype Gesundheit, Stärke, Dominanz und Unternehmenslust des (hyper-)mesomorphen Mannes lassen vermuten, dass der trainierte Körper auf dem Arbeitsmarkt zumindest nicht hinderlich ist.

Ziel dieses Kapitels war es, die *Gesetzmäßigkeiten des männlichen Schönheitsideals* zu beschreiben. Dabei gelangten das Gesichtsideal, die ideale Körpergröße sowie der ideale Körpertyp in den Mittelpunkt des Interesses. Zusammenfassend lassen sich folgende Punkte herausgreifen:

1. Das „geschlechtstypische“ (Pökl & Schafler, 2002, S. 230) Idealgesicht hat sich als die kulturübergreifende, altersunabhängige Norm dargestellt. Es steht für die evolutionsbiologische Bevorzugung der Eigenschaften der genetischen Dominanz, der Jugendlichkeit, der Gesundheit und der Fruchtbarkeit. Bezüglich des Gesichtes ist deshalb von einem universellen Schönheitsideal zu sprechen.
2. Die ideale Körpergröße, also die (über-)durchschnittliche Körpergröße, ist aufgrund ihrer Stereotypie zusammenfassend als “metaphor for importance and power” (Roberts & Herman, 1986, S. 115, zit. n. Judge & Cable, 2004, S. 430) bzw. als “heuristic for dominance” (Young & French, 1998, S. 321, zit. n. Judge & Cable, 2004, S. 430) zu beschreiben. Der höhere *social esteem* eines (über-) durchschnittlichen Mannes führt, verglichen mit dem kleinen Mann, zu klaren sozioökonomischen Vorteilen. Durch die Ausarbeitung dieser Vorteile konnte belegt werden, dass die (über-)durchschnittliche Körpergröße das Schönheitsideal darstellt, da sich das Prinzip ‚Wer schön ist, ist gut und erfährt Gutes‘ anwenden lässt.
3. Zuletzt wurde der mesomorphe Körper als das grundlegende Ideal der westlichen Gesellschaft diskutiert. Dabei wurde deutlich, dass viele Jungen und Männer dessen Unterform, den hypermesomorphen Körpertyp, ersehnen. Dieser Körpertyp ist jedoch nahezu ausschließlich durch die Einnahme chemischer Hilfsmittel möglich. Sozioökonomisch ist im Falle des (hyper-)mesomorphen Körpertyps von keinem klaren Vorteil zu sprechen. Im Kontrast zu dem endomorphen Körpertyp sind dennoch deutliche Vorteile zu erkennen und auch bezüglich eines sexuellen Kontaktes erweist sich der (hyper-)mesomorphe Körpertyp als Vorteil. Somit ist, ähnlich wie bei der (über-)durchschnittlichen Körpergröße, aufgezeigt, dass es sich bei dem (hyper-)mesomorphen Körper tatsächlich um das westliche Schönheitsideal handelt, da sich das Prinzip ‚Wer schön ist, ist gut und erfährt Gutes‘ auch hier bestätigen lässt.

Insgesamt rücken nun die Ideale der Körpergröße und des Körpertyps in den Blickpunkt, da sie – anders als das Idealgesicht – soziokulturell bedingt und somit veränderlich sind. Formuliert man die Stereotype dieser Ideale aus, gelangt man zu den untenstehenden gesellschaftlichen Annahmen:

- Der (über-)durchschnittlich große Mann ist dominant und durchsetzungsfähig.

- Der (hyper-)mesomorphe Mann ist attraktiv, gesund, abenteuerlustig, hart, mächtig, dominant, stark, viril und selbstbewusst.

Betrachtet man diese Ausformulierungen so ist Folgendes auffällig: *Durch das männliche Schönheitsideal zieht sich ein roter Faden in Form von Stereotypen, die Übermacht kennzeichnen.* Anders formuliert, die Gesellschaft favorisiert eine männliche Verkörperung in Form einer durchgängigen “personification of power” (Dutton, 1995, S. 357, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79).

4 Körpergröße und Körpertyp im soziokulturellen Kontext

In der vorliegenden Untersuchung ist eine Diskussion der im vorigen Kapitel skizzierten soziokulturellen Vorlieben bezüglich der männlichen Körpergröße und des männlichen Körpertyps von besonderem Interesse. Der Grund dafür ist, dass die *Bedeutung des Schönheitsideals im und für den Sportunterricht* erst dann verstanden werden kann, wenn eine entsprechende Kenntnis über die *Ursachen des Schönheitsideals* vorliegt. Daher sollen nun die soziokulturellen Ursachen der Ideale der Körpergröße und des Körpertyps besprochen werden. Somit wird gleichzeitig erarbeitet, warum das Ideal eine Verkörperung übermächtiger Stereotype verlangt. Dabei bemüht sich die Abhandlung grundsätzlich um Antworten auf folgende zwei *Kernfragen*:

1. Weshalb verlangt die gegenwärtige Soziokultur eine alles umfassende Verkörperung der Übermacht, eine durchgängige „personification of power“ (Dutton, 1995, S. 357, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79)?
2. Weshalb strebt eine Vielzahl an Jungen und Männern nach einem überbetont dominanten Körper in Form eines hypermesomorphen Körpertyps?

4.1 Der Körper als Spiegel der gegenwärtigen Soziokultur

Eine Beantwortung dieser Kernfragen ist möglich, indem der *Idealkörper als Spiegel der gegenwärtigen Soziokultur* verstanden wird. Bereits Nietzsche (2008, S. 23) sah den Körper in *Beyond Good and Evil* als ebensolchen Spiegel an: „[O]ur body is but a social structure“. Der Philosoph Michael Foucault (1979, S. 25) schließlich formulierte Nietzsches Gedanken in *Discipline and Punish* weiter aus: „The body is directly involved in a political field. This political investment of the body is bound up in accordance with complex reciprocal relations, with its economic use; it is largely as a force of production that the body is invested with relation of power and domination“.

Die vergangenen Jahrzehnte brachten etliche weitere auf die von Nietzsche und Foucault vorgebrachten Ideen aufbauende Abhandlungen über den Konnex zwischen der Soziokultur und dem Idealkörper hervor. Insbesondere die Kultur-, Sprach- und Sozialwissenschaften nahmen sich dieser Thematik an, indem sie den idealen Körper in vielerlei Verbindungen mit der Soziokultur brachten, so etwa auch mit dem Kapitalismus (Trujillo, 2001). Als Kulturwissenschaftlerin beteiligte sich beispielsweise Suson Bordo an dem Diskurs und legt mit ihrem Werk *Unbearable Weight* (2003) eine Abhandlung vor, die Steyrer, Hanna-Therese (2013)

Körperaspekte wie Gewichtsverlust, Magersucht und Körpertraining in Bezug zu der Medienwelt setzt. Die Sprachwissenschaftlerin Leslie Heywood brachte den Begriff „anorexic logic“ (1996, S. xii) in den Diskurs ein; „[t]hat set of assumptions, crucial to the logic of assimilation, that values mind over body, thin over fat, white over black, masculine over feminine, individual over community“ (ebda, S. xii). Heywoods Analyse dieser Logik, die sich besonders in den weiblichen Körper einschreibt, ist gleichsam Literaturanalyse wie auch Kritik am Feminismus. Ähnlich bietet Anna Krugovoy Silver (2002) als Literaturwissenschaftlerin in ihrem Buch *Victorian Literature and the Anorexic Body* eine Aufarbeitung über die Verknüpfung zwischen der gesellschaftlichen Lage der viktorianischen, britischen Frau der Mittelklasse und ihren Körperpraktiken und Körperidealen.

Dieser kleine Ausschnitt interessanter Abhandlungen über das heutige männliche Schönheitsideal als „fleischliches Gedächtnis von Darstellungen“, wie es Hirschauer (1993, S. 60) treffend bezeichnet, lässt vermuten, dass diese Thematik viel Untersuchungsspielraum einräumt. Dies ist kaum verwunderlich, denn der Begriff ‚Soziokultur‘ ist mannigfaltig. Der Rahmen dieser Diplomarbeit lässt freilich nicht zu, in den weiterführenden Ausarbeitungen auf alle möglichen Aspekte der Soziokultur einzugehen. Die Arbeit soll deshalb einige wenige, aber bewusst ausgewählte Aspekte der soziokulturellen Landschaft herausgreifen.

4.2 Erscheinungsformen der Männlichkeit(en)

Zu Beginn dieser Abhandlung soll ein Blickwinkel behandelt werden, der wohl als soziokultureller Kernaspekt bezüglich des männlichen Schönheitsideals zu verstehen ist: der Aspekt der „Männlichkeit“⁴ (Pope et al, 2001, S. 17). Pope et al. (2001) etwa legen in ihrem Buch *Der Adonis Komplex* viel Gewicht darauf, dass das heutige männliche Schönheitsideal stark mit dem aktuellen Verständnis von Männlichkeit verwoben ist. Auch Pröglhöf und Mixday-Schima (2002) sind dieser Meinung und geben an, dass die Schönheitsideale der vergangenen Jahrhunderte stets in Beziehung zu den jeweiligen Geschlechterfunktionen und -stellungen standen und sich dementsprechend wandelten.

Allgemein wird konstatiert, dass sich die Wechselwirkung zwischen dem aktuellen Männlichkeitsverständnis und dem Schönheitsideal im 21. Jahrhundert besonders stark gestaltet (Pope et al., 2001). Der Grund dafür ist, dass „[d]ie Gesellschaft [Männern] heute

⁴ Der Begriff wird fortan nicht mehr zitiert, soll aber stets auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

mehr als je zuvor [suggeriert], daß [sic] ihr Körper definiert, wer sie als Mann sind“ (ebda, S. 16). Insofern muss an dieser Stelle danach gefragt werden, wie Männlichkeit heute definiert ist bzw. – die in der Einleitung konstatierte Krise des Mannes berücksichtigend – was von dem altbewährten Männlichkeitsverständnis überhaupt übrig geblieben ist, bevor Aussagen über den Idealkörper als Spiegel des gegenwärtigen Verständnisses von Männlichkeit gemacht werden können.

Männlichkeit wird in dieser Untersuchung von einer „social constructionist“ (Stanley, 2005, S. 31) Perspektive aus betrachtet. Diese argumentiert, dass Männlichkeit weitgehend sozial konstruiert ist (Hergovich, 2002; Stanley, 2005). Dieser Ansatzpunkt liegt der „Soziologie des Geschlechterverhältnisses“ (Meuser, 2010, S. 78 f.) zugrunde, einer wichtigen Disziplin innerhalb der „allgemeinen Soziologie“ (ebda, S. 79). Das Aufgabengebiet dieser Disziplin lässt sich wie folgt beschreiben: Die Aufgabe einer soziologischen Geschlechterforschung besteht nicht darin, soziale Konsequenzen angeborener Unterschiede zu erklären, sondern zu zeigen, wie der Dimorphismus als Grundlage und Rechtfertigung geschlechtsbezogener sozialer Arrangements verwendet wird (ebda, S. 72). Die Biologie meint mit dem Begriff „Dimorphismus“ eine „Ausprägung von zwei verschiedenen, genetisch bedingten Gestalt- oder Farbtypen in Populationen derselben Generation oder aufeinander folgender Generationen einer Art“ (Schaefer, 2012, S. 64). Basierend auf dieser Definition kann die „Soziologie des Geschlechterverhältnisses“ (Meuser, 2010, S. 78 f.) wie folgt verstanden werden: Sie geht davon aus, dass die Unterschiede in der Körperlichkeit zwischen Mann und Frau Absolutionen für soziale Geschlechterordnungen bzw. -übereinkünfte sind, also Absolutionen für die „sozialen Beziehungen zwischen Männern und Frauen“ (ebda, S. 33).

Dementsprechend setzt die Soziologie nicht nur voraus, dass der Körperlichkeit in Bezug auf die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses beträchtliche Macht zukommt. Auch spricht sie sich für die von Nietzsche und Foucault beschriebene Möglichkeit aus, den männlichen Idealkörper als Spiegel der Männlichkeit bzw. des Geschlechterverhältnisses zu verstehen.

Um die soziale Konstruktion der Geschlechterrollen bzw. -charaktere zu spezifizieren, gebraucht die Soziologie den Begriff „Habitus“⁵ (Meuser, 2010, S. 117; Korte, 2004, S. 137). Die folgenden Zitate sollen diesen Begriff genau auslegen:

In einem handlungstheoretisch-soziologischen Sinne besteht ein Geschlecht aus einer und existiert in einer distinkten Handlungspraxis.

⁵ Der Begriff wird fortan nicht mehr zitiert, soll aber stets auf die an dieser Stelle angegebenen Quellen zurückgeführt werden.

[...] Geschlecht [existiert dadurch], daß [sic] die Angehörigen einer Geschlechtskategorie gemäß einem Prinzip handeln, das für diese, nicht aber für die andere Geschlechtskategorie Gültigkeit hat. Mit andern Worten: Die soziale Existenz eines Geschlechts ist an einen spezifischen Habitus gebunden, der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert. (Meuser, 2010, S. 117)

Der Habitus eines Menschen ist nicht sein persönlicher, individueller Ausdruck im Handeln, sondern bringt das zum Vorschein, was ihn zum gesellschaftlichen Wesen macht: seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse und die Prägung, die er durch diese Zugehörigkeit erfahren hat. (Korte, 2004, S. 137)

Basierend auf der angegebenen Definition des Habitus lässt sich demnach allgemein sagen, dass er das Fundament des „doing gender“ (Meuser, 2010, S. 117) ist. „Für das Individuum bedeutet das: Im Habitus hat es ein Geschlecht („opusoperatum“), in dem es ein Geschlecht ‚tut‘ („modus operandi“)“ (ebda, S. 117). Dieses ‚tun‘ drückt sich laut Meuser (2010, S. 121) über zwei Aspekte aus:

eine Strategie der Differenz und eine Position im Gefüge der Geschlechterordnung. [...]. Eine Konzeption des männlichen Geschlechtshabitus muß [sic] mithin sowohl berücksichtigen, wie Mannsein in Abgrenzung von Frausein sich konstituiert (Dimension der Differenz), als auch, wie in der Herstellung der Differenz männliche Dominanz entsteht (Dimension der Ungleichheit).

Damit muss an dieser Stelle der Untersuchung den zwei „Dimension[en]“ (Meuser, 2010, S. 121) des Habitus Aufmerksamkeit geschenkt werden: der *Differenzdimension* und der *Ungleichheitsdimension*. Diese sollen in Folge historisch aufgearbeitet werden, denn die historische Perspektive – sozioökonomische Aspekte miteingeschlossen – ist notwendig, um Männlichkeit soziologisch zu begreifen (Stanley, 2005). Bordo (1997, S. 31 f., zit. n. Hekman, 1999, S. 60) meint passend hierzu: „[M]en are not timeless symbolic constructs; they are biologically, historically [...] embodied beings“.

4.2.1 Der Habitus im 18. und 19. Jahrhundert – von stabilen Dimensionen

Hauser (1976; zit. n. Meuser, 2010, S. 19) führt die Wurzeln der heutigen Geschlechterkonzepte auf das *18. Jahrhundert* zurück, in dem die Entwicklung weg von der „feudalen“ hin zu einer „bürgerlichen, [...] industriellen Gesellschaft“ stattfand. Zeitgleich dazu manifestierte sich das Bild eines aktiven, rationalen bürgerlichen Mannes und, im Gegensatz dazu, die Vorstellung einer passiven und emotionalen bürgerlichen Frau. Jene klare Trennung zwischen weiblichen und männlichen Eigenschaften rechtfertigte fortan die Begrenzung der Lebenswelt der Frau auf den häuslichen Bereich (Meuser, 2010) und die damit einhergehende „geschlechterhierarchische Arbeitsteilung“ (Böhnisch, 1996, S. 149). Der Mann konzentrierte sich bisweilen ganz auf seine berufliche Tätigkeit, die den zentralsten Aspekt seiner Männlichkeit ausmachte (Meuser, 2010). Anders formuliert: „Kern der industriegesellschaftlichen Geschlechterordnung sind die Trennung und die Hierarchisierung der Sphären von Produktion und Reproduktion sowie die mehr oder minder stringent vollzogene Zuweisung der Geschlechter zu einer der beiden Sphären“ (Meuser, 2010, S. 326). Diese Entwicklung manifestierte sich auch auf höherer Ebene, indem der Mann sukzessive zum alleinigen „Träger der Kultur“ und zum „Subjekt der Geschichte“ (ebda, S. 21) wurde. In diesem Zusammenhang verweist Honegger (1991) auf die Unterschiede zwischen dem männlichen und dem weiblichen Körper. Im damaligen Verständnis, so die Autorin, befähigte der männliche Körper dazu, sich sicher in der Welt zu bewegen und zu behaupten. Die nach außen gerichteten Genitalien des Mannes standen beispielsweise als Sinnbild dafür, die Weltoffenheit und Geselligkeit des Mannes zu demonstrieren (Honegger, 1991).

Infolgedessen wurde die Stärke des Mannes im 18. Jahrhundert nicht an seinem Körper sondern an seiner sozioökonomischen Stellung gemessen (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002). Körperliche Ertüchtigung hatte daher keine ästhetischen Gründe, sondern diente der Selbstverteidigung (ebda). Ganz generell galt Streben nach Schönheit ausschließlich als Aufgabe des „schwachen Geschlechts“ (ebda, S. 113).

Im *19. Jahrhundert* wurde die eben beschriebene Kluft zwischen den Geschlechtern institutionell untermauert, denn es entstand eine „nach Geschlecht differenzierte Bildung“ (Hauser, 1976; zit. n. Meuser, 2010, S. 20). Die Forcierung der Geschlechtertrennung drückt sich in dem zeitgenössischen Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* des Soziologen Ferdinand Tönnies aus. Die von Tönnies beschriebenen Begriffe „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Korte, 2004, S. 49; Meuser, 2010, S. 28) dienen ihm dazu, die zwei völlig konträren Charaktere von Frau und Mann zu pointieren (Korte, 2004; Meuser, 2010). Auf

die eine Seite stellt Tönnies die Frau, die durch die Begriffe „Gesinnung, Gemüt und Gewissen“ (Tönnies, 1979, zit. nach Meuser, 2012, S. 26) charakterisiert ist. Auf der anderen Seite ist der Mann positioniert, den „Bestrebung, Berechnung und Bewußtheit [sic]“ (Tönnies, 1979; zit. nach Meuser, 2012, S. 26) auszeichnen.

Ähnlich wie Tönnies verfasste der Soziologe Georg Simmel seine Analysen über die Geschlechterthematik. Besonders eindeutig ist seine „Konzeption von Männlichkeit“ (Meuser, 2010, S. 32) in *Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem*. Dabei skizziert er das Männliche aufgrund seiner Macht als etwas „Allgemein-Menschliche[s]“ (Simmel, 1985; zit. n. Meuser, 2010, S. 33). Dieser Begriff sollte bis in die „Moderne“ als „ideologische Basis der geschlechtlichen Teilung“ (Meuser, 2010, S. 325) gelten. Simmel verdeutlicht den Begriff, indem er das Beispiel eines „Herrn und [seines] Sklaven“ (Simmel, 1985, S. 201, zit. n. Meuser, 2010, S. 33) heranzieht. Während der Bedienstete ununterbrochen daran erinnert werden würde, dass er der Untergeordnete ist, würde der Herrscher seine Macht auf unhinterfragte und bedenkenlose Weise besitzen. Anders ausgedrückt: Die Stellung des Mannes über die Frau hat laut Simmel einen so selbstverständlichen Charakter wie die Stellung eines Herrschers über seine Bediensteten (Simmel 1985; zit. n. Meuser, 2010).

Es kann deshalb bemerkt werden, dass die genannten Jahrhunderte von einem Wandel hin zu einer bürgerlichen Ordnung gekennzeichnet sind. Der soziologische Diskurs dieser Zeit deutet darauf hin, dass damit ein sehr unabänderlicher, stabiler männlicher Habitus entstand. Mann und Frau wurden als „polar entgegengesetzte Geschlechtercharaktere“ (Hausen, 1976; zit. n. Meuser, 2010, S. 10) verstanden. So kann davon gesprochen werden, dass die *Differenzdimension* besonders stark ausgeprägt war, woraufhin sich eine klare *Ungleichheitsdimension* ergab. Simmels Bezeichnung des „allgemein Menschliche[n]“ (Simmel, 1985; zit. n. Meuser, 2010, S. 33) ist an dieser Stelle speziell hervorzuheben, denn sie macht deutlich, dass die Macht des Mannes über die Frau im 18. und 19. Jahrhundert eine bedingungs- und kritiklose Macht war.

4.2.2 Der Habitus im frühen 20. Jahrhundert – von Dimensionen im Wandel

Die Männlichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts wurde erstmals kritisch in den USA der 1930er und 1940er Jahre im Zuge der „Großen Depression“ hinterfragt, denn diese brachte beträchtliche Veränderungen in Hinblick auf die „traditionelle[...] Männerrolle“ (Pleck, 1987, S. 27, zit. n. Meuser, 2010, S. 52). Der Mann konnte beispielsweise meist nicht mehr als (alleiniger) Ernährer der Familie fungieren (Meuser, 2010). Infolgedessen

war das Fundament dafür gegeben, die komplette Gegensätzlichkeit von Frau und Mann anzuzweifeln, weshalb die ersten Ansätze einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Problemen rund um die männliche Identität auf diese Zeit zurückgeführt werden können (Meuser, 2010).

Die damals dominante „Forschung zur Entwicklung der Geschlechtsrollenorientierung“ lässt sich zwischen der „soziologische[n] [...] Rollentheorie“ und der „psychologischen Geschlechterdifferenzforschung“ (Meuser, 2010, S. 51) eingliedern und kann daher generell als „sozialpsychologische Rollentheorie“ (ebda, S. 321) bezeichnet werden, die mit so genannten „Maskulinitäts- und Femininitätsskalen“ (ebda, S. 51) arbeitet. Mit diesen Skalen wurde erstmals versucht, Männlichkeit messbar zu machen, indem sich die Skalen an „gültigen Geschlechtsstereotypen“ (ebda, S. 321) orientierten. Die Skalen beinhalteten weiterhin eine klare Abgrenzung zwischen Mann und Frau, denn der höchste Grad der Abweichung von der männlichen Norm stellte das „Frausein“ dar. Doch die Skalen implizierten gleichzeitig, dass Männlichkeit und Weiblichkeit keine absoluten Gegensätze mehr bedeuteten, denn der Mann konnte weibliche Züge zeigen, so wie die Frau männliche Tendenzen aufweisen durfte (Kasten, 1996; Stanley, 2005). Das angestrebte „gesunde“ (Meuser, 2010, S. 51) Männerbild wies keine extremen Werte auf, weder in die maskuline noch in die feminine Skalenrichtung. Der Männlichkeit wurde also insgesamt mehr Spielraum eingeräumt, allerdings bedeutete dies gleichzeitig die Möglichkeit des Mannes, daran zu scheitern, Mann zu sein (Meuser, 2010).

Resümierend betrachtet führte der ökonomische Wandel dieser Zeit, der die Frau oftmals männliche Aufgaben erfüllen ließ, dazu, dass die *Differenzdimension* erstmals angreifbar wurde. Damit verlor notgedrungen auch die *Ungleichheitsdimension* an Stabilität. Folglich können die ersten Probleme im Bezug auf Männlichkeit in dieser Zeit verortet werden. Das neuartige Gefühl der Unsicherheit des Mannes, dass sich erstmals zeigte, brachte eine Forschung hervor, die sich der Geschlechterprobleme annahm. Die entstandene Forschung zog Deviationen von der typischen Männlichkeitsnorm in Betracht und machte so Männlichkeit zu einer durch Leistung erworbenen Errungenschaft (Meuser, 2010).

4.2.3 Der Habitus im späten 20. Jahrhundert und heute – von Dimensionen in der Krise

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschärften sich die ökonomischen Entwicklungen der ersten Hälfte, indem „Flexibilisierung der Arbeit, Entgrenzung von Arbeit und Leben, [sowie] Feminisierung der Arbeit“ (Meuser, 2010, S. 327) zu weiteren

strukturellen Veränderungen führten. Dadurch kollabierte das „industriegesellschaftliche Normalarbeitsverhältnis“, das „den selbstverständlichen Kern [der] bisherige[n] Männlichkeitskonstruktion aus[machte]“ (ebda, S. 327). Besonderes Augenmerk muss hierbei auf die Entwicklung der „Feminisierung der Arbeit“ (ebda, S. 327) gelegt werden. Diese meint die Eroberung der Arbeitswelt durch die Frau, welche zu der Auflösung „männlich-homosoziale[r] Räume[...]“ (ebda, S. 327) führte. Insgesamt also erlitt die *Differenzdimension* im Vergleich zu dem frühen 20. Jahrhundert weitere Einbußen (Meuser, 2010).

Durch die „feministische[...] Kritik“ (ebda, S. 326) dieser Zeit erfuhr auch die *Ungleichheitsdimension* weitere Einschränkungen. Im Zuge dieser Kritik wurden etwa Themen wie die „physische Gewalt gegen Frauen“ (ebda, S. 125) enttabuisiert. Der Mann, seine Identität und Männlichkeit blieb von den Diskussionen nicht ausgeschlossen (Frank, 2001, S. 110). So kam es, dass sich die „abendländische Gesellschaft des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts“ durch die zunehmende feministische Diskussion, aber auch durch Wortmeldungen etlicher anderer Strömungen sukzessive in eine „mit sich selbst konfrontierte[n] Moderne, die sich mit den eigenen Grundprinzipien auseinandersetzt“ (Meuser, 2010, S. 319), umgestaltete. Mit anderen Worten: Ein „Phänomen der Diskursivierung“ (ebda, S. 141) ließ „keine Selbstverständlichkeit [...] von reflexiver Entzauberung ausgenommen“ (ebda, S. 319) mehr zu. Anknüpfend an Simmels Bezeichnung des „allgemein Menschliche[n]“ (Simmel, 1985; zit. n. Meuser, 2010, S. 33), die oben bereits erläutert wurde, kann nun folgender Schluss gezogen werden: Durch den regen Diskurs kam es zu „dem Tod des fraglos Gültigen“ (Meuser, 2010, S. 144 f.). Es kam zu dem Tod der von Simmel beschriebenen unangefochtenen, unangesprochenen, unumstrittenen, selbstverständlichen Machstellung des Mannes über die Frau. Kurz, dem Mann wurde sein Differenzfundament entzogen, indem er „Gegenstand [des] öffentlichen Diskurses“ (ebda, S. 141) geworden war. Dieser Differenzverlust wurde zudem von einer im späten 20. Jahrhundert steigenden Optionenvielfalt und scheinbar endlosen „Weltdeutungsangebote[n]“ (ebda, S. 319) begleitet. Damit verknüpft sich eine Krise der Moderne unweigerlich mit einer Männlichkeitskrise (Frank, 2001). Da der Begriff „Krise“ beinhaltet, dass sich eine „erwartbare Zukunft [vernichtet]“ (Rammstedt, 1978, S. 139, zit. n. Meuser, 2010, S. 322), spricht etwa Connell (2005) vorzugsweise von den Tendenzen einer Krise. Diese Tendenzen, so Connell (2005), sind entsprechend der Lebenswelt jedes Mannes von unterschiedlicher Stärke. Meuser (2010, S. 134) meint hierzu ähnlich: „Die Strukturen der Geschlechterordnung werden nicht alle zugleich brüchig, und nicht alle Männer sind in gleichem Maße davon betroffen. Eine Gleichzeitigkeit von Umbruch und Routine kennzeichnet die Lebenslage der meisten Männer“. Andere Begriffe, welche

die Lage des Mannes und seiner Männlichkeit beschreiben, sind etwa „Rollenkonflikt und Rollenstress“ (O’Neil, 1982; Solomon, 1982; zit. nach Meuser, 2010, S. 60).

Diese Entwicklungen machten den ehemals stabilen Mann zu einem identitätssuchenden Mann (Klein, 1993). Seine Suche spiegelt sich in vielerlei Hinsicht wider. So markierten etwa die späten 1970er Jahre den Beginn eines „Genre(s) der Männerverständigungsliteratur“ (Meuser, 2010, S. 142), das große Verkaufserfolge verzeichnen konnte. Sowohl Laien als auch Fachmänner nahmen an der Gestaltung dieses Genres teil, was auf breites Interesse an der damit verbundenen Thematik hindeutet (ebda). Meuser (2010) gibt einige der verkaufsstärksten und damit einflussreichsten Bücher an. Genannt seien hier etwa *Mann, bist Du gut!* von Joachim Bürger (1990) und *Eisenhans* von Robert Bly (1991). Ferner findet man heute „[k]aum eine Bildungsinstitution“ die keine „Foren und Gesprächskreise über die Rolle des Mannes, den Wandel der Männlichkeit, über Wege zur männlichen Identität u.v.m. anbietet“ (Meuser, 2010, S. 141). Den Höhepunkt der männlichen Identitätssuche stellen so genannte „Männergruppen“ (ebda, S. 236) dar. Diese treten in Form von „Männerzentren, Männerbüros, Männerworkshops, Männergesprächskreisen, Männerinformationsdiensten und Männerzeitschriften“ (ebda, S. 236) auf und werden von „Institutionen der Erwachsenenbildung“ sowie „des Gesundheitswesens“ (ebda, S. 237) ins Leben gerufen. Das Ziel dieser Gruppen ist es, sich unter Männern über die eigene Männlichkeit auszutauschen (Meuser, 2010). Angestrebt wird weiters „Mannsein jenseits der überlieferten Traditionen und Klischees neu zu definieren“ (ebda, S. 245).

Die sich auflösende altbewährte, männliche Wesenseinheit wurde zudem von einem neuartigen Forschungsfeld begleitet, das seine Aufmerksamkeit erstmals gänzlich auf die Männerwelt richtete (Meuser, 2010). Dieses aufstrebende Forschungsfeld aus den späten 1970er und frühen 1980er Jahren wird im englischsprachigen Raum „*men’s studies*“ (ebda, S. 91), im deutschsprachigen Raum „Männerforschung“ (Meuser, 2010, S. 92) genannt. Die „*men’s studies*“ (Pleck 1981, zit. nach Meuser, 2010, S. 91) können als Antwort auf die feministische Anfechtung der Geschlechterrollen gesehen werden (Meuser, 2010). Dabei wird die männliche Rolle „neu und in kritischer Perspektive vermessen“ (Meuser, 2010, S. 60). Besonders ist es in dieser Forschung auch von Interesse, welche Konsequenzen die sozialen Umbrüche für den Mann haben. Die besagte Forschung grenzt sich klar von der „rollentheoretische[n] Position“ (Meuser, 2010, S. 92) der frühen 1990er Jahre ab, indem sie „konstruktivistische[...] Ansätze[...]“ (Meuser, 2010, S. 92) in Hinblick auf Männlichkeit annimmt. Aufgrund dessen spricht sie auch von mehreren „Männlichkeiten“ (ebda, S. 120) und nicht wie bisher von nur einer Männlichkeit. Das bedeutet nicht, das kein einheitliches, „generierendes Prinzip“ (ebda,

S. 120) in Form eines Habitus existiert, sondern dass mehrere „Ausdrucksformen“ dieses einen Habitus vorliegen. Meuser (2010, S. 120) formuliert dies folgendermaßen:

Es gibt pro Geschlecht einen Habitus, also einen männlichen und einen weiblichen. Der jeweilige Habitus manifestiert sich nicht in einer Uniformität von Handlungen, Einstellungen, Attributen; es gibt vielmehr unterschiedliche Ausprägungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, wobei soziales Milieu, Generationszugehörigkeit, Entwicklungsphase und familiäre Situation sich als lebensweltliche Erfahrungshintergründe erweisen, deren Relevanzstrukturen Einfluß [sic] auf die Muster haben, in denen sich der geschlechtliche Habitus manifestiert.

Im Zuge der Soziologie des 20. Jahrhunderts bzw. der Gegenwart wurde demnach der Begriff Männlichkeit zu einem gehaltvollen, komplexen Begriff ausdifferenziert. Es wurden erstmals biographische Elemente berücksichtigt, welche die Ausdrucksweise der Männlichkeit bedingen. Beispielsweise ist die Homosexualität eine Ausprägung der breiten Palette möglicher Männlichkeiten (Connell, 1995).

Somit kann generell von dem Verlust einer bislang stabilen „social order“ (Burns, 1992, S. 31) gesprochen werden, hervorgerufen durch eine „Enttraditionalisierung“ beinahe aller „Lebensbereiche“ (Meuser, 2010, S. 319). Erst gestaltete sich die *Differenzdimension* hauptsächlich aufgrund von sozioökonomischen Faktoren der letzten Hälfte des 20. Jahrhunderts und heute gänzlich unklar, während etwas später die *Ungleichheitsdimension* durch die aufstrebende, rege Diskussionskultur unter Beschuss kam. Insgesamt mußte der Mann auf diese Weise seine „habituelle[...] Sicherheit“ (ebda, S. 133) ein, also die „gewohnheitsmäßige Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen“ (Bourdieu, 1987, S. 668).

4.2.4 Die Hegemonie als Strategie der Dimensionssicherung

Der Verlust der „habituellen Sicherheit“ (Meuser, 2010, S. 133) bzw. das Schwinden der *Differenz-* und der *Ungleichheitsdimension* gegen Ende des 20. Jahrhunderts und heute kann allgemein als Verlust der altbewährten sozialen Ordnung, der gesellschaftlichen „Ligaturen“ (Dahrendorf, 1994, S. 423, zit. n. Meuser, 2010, S. 320), also „tiefe[r] kulturelle Bindungen“ (Dahrendorf, 1994, S. 423, zit. n. Meuser, 2010, S. 320), gewertet werden. Nun muss aber eine gewisse soziale Ordnung gegeben sein, denn die soziale Ordnung bildet das Fundament jeder Gesellschaft (Burns, 1992). Insofern kann davon ausgegangen werden, dass der Mann bestimmte „Strategien“ (Meuser, 2010, S. 134)

verfolgt, die ihm dazu verhelfen, eine soziale Ordnung wiederherzustellen. Außerdem ist davon auszugehen, dass auch die Kernidee des „gender“, nämlich „*doing gender [is] doing difference*“ (Meuser, 2010, S. 122), nach Methoden verlangt, welche die „habituelle[...] Sicherheit“ (ebda, S. 133) des Mannes aufrechterhalten. Burns (1992) beteuert, dass die Art und Weise, wie soziale Ordnung aufrechterhalten wird, von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich ist. Vertiefend hält Burns (1992, S. 31) fest: „[The reconstruction of social order] can also vary, in the case of a larger society, between different regions, communities, social milieux, and classes of the same society“. Infolgedessen muss davon ausgegangen werden, dass eine Vielzahl unterschiedlicher „Strategien“ (Meuser, 2010, S. 134) vorliegt. Eine genaue Ausarbeitung aller Strategien würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Deshalb soll lediglich auf die grundlegendste Aufrechterhaltungsstrategie Bezug genommen werden, auf welche von der Mehrzahl der Männer zurückgegriffen wird (Connell, 2006): die Reproduktion der „Hegemonie“ (Meuser, 2008, S. 33), auch „hegemoniale Männlichkeit“⁶ (ebda, S. 96) genannt.

Die Hegemonie ist ein „kulturelles Ideal, [und] Orientierungsmuster“ (Meuser, 2010, S. 101), das von der Soziologin R. W. Connell vertreten wird (ebda). In dem eben geschilderten Wiederherstellungsprozess der sozialen Ordnung ist die Hegemonie ein wirksames Werkzeug, das dazu verhilft, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu sichern (Donaldson, 1993). Der Kern dieses sich solcherart neu herausbildenden Männlichkeitsideals ist die altbewährte soziale Ordnung im Sinne der Dominanz des Mannes über die Frau (Connell, 2005).

Betont sei an dieser Stelle, dass von einem Ideal gesprochen wird. Dies impliziert, dass die hegemoniale Männlichkeit von der Mehrzahl aller Männer in der Praxis nicht gänzlich gelebt werden kann. Dennoch aber ist sie als Modell zu verstehen, die eine wichtige Orientierungsfunktion besitzt (Connell, 2006). Selbstverständlich finden sich Männer, die sich über das Ideal der Hegemonie hinwegsetzen und es anfechten. Dies stellt aber keine Gefahr für die Hegemonie dar, solange die Mehrzahl der Menschen einer Gesellschaft die Bereitschaft zeigen, die hegemoniale Ordnung zu reproduzieren und aufrechtzuerhalten, wann immer diese gerstört wird (Burns, 1992). Es kann davon ausgegangen werden, dass eine solche Bereitschaft von Seiten des Mannes gegeben ist, denn der Mann des 21. Jahrhunderts „verstrickt [...] sich in ein Gewirr von Zweifeln, Verunsicherungen und Ängsten, denen nur wenige Hoffnungen entgegenstehen“ (Meuser, 2010, S. 319). Der identitätssuchende Mann von heute greift in seiner Hoffnungslosigkeit gerne auf die

⁶ Dieser Begriff wird fortan nicht mehr zitiert, kann aber stets auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

Hegemonie zurück, da sie sich in den letzten Jahrhunderten als Grundlage einer „habituellen Sicherheit“ (ebda, S. 133) bewährt hat (ebda).

Bourdieu (1979) spricht davon, dass die Hegemonie wiederholt reproduziert werden muss, um eine entsprechende soziale Ordnung zu schaffen. In der Praxis findet diese Reproduktion primär durch die „Standards des Wettbewerbs“ (Meuser, 2010, S. 130) zwischen Männern und Frauen der gesellschaftlichen Oberschicht statt. Das dabei entstehende Grundmuster ist die *Ungleichheitsdimension*, also die Machtstellung des Mannes über die Frau (Meuser, 2010). Diese der Reproduktion der Hegemonie zugrunde liegenden Machtspiele finden in zwei Richtungen statt (Connell, 1987). Zum einen erfolgen sie über „top-down-processes“ (Connell, 1987, S. 244), also in Form eines Wirkens höherer Ebenen auf niedrigere Ebenen. Die höheren Ebenen umfassen staatliche Einrichtungen, klassische Berufe, die Vaterschaft sowie die Heterosexualität (Hearn, 1987). Zum anderen geschehen die Machtspiele auf den niedrigeren Ebenen der Individuen im Zuge ihrer alltäglichen Handlungen (Connell, 1993). Meuser (2010, S. 125) spricht von den unzähligen Arten der Spiele, die sich von dem „verbalen, vielfach scherzhaften Wettstreit über berufliche Konkurrenzen bis hin zu [...] Gewalthandeln“ (Meuser, 2010, S. 125) erstrecken. Hearn (1987) betont, dass diese Rivalitäten nicht immer harmlos ausfallen. Männer würden oftmals zu schädlichen Mitteln greifen, die auch gesundheitliche Risiken beinhalten (ebda). Auch Jungen beteiligen sich beispielsweise an ersten Wettbewerben untereinander, die meist spielerische Strukturen aufweisen (Bourdieu, 2005). Dies kann „als eine entwicklungsphasentypische Steigerung der Strukturlogik des männlichen Geschlechtshabitus“ (Meuser, 2008, S. 42) begriffen werden. Durch die Wettbewerbe eignen sich die Jungen sukzessive eine „erwachsene[...] Männlichkeit“ (ebda, S. 127) an. Tertilt (1996) gibt diesbezüglich das Beispiel türkischer Jungen an, die sich im Zuge von Redewettstreitigkeiten aneinander messen. Auffallend in diesen Wettbewerben ist die Widersprüchlichkeit zwischen Wettbewerb und entstehender Gemeinschaftlichkeit. Elias (1989; zit. n. Meuser, 2008) verweist auf das miteinander Trinken unter Studenten, um diese Widersprüchlichkeit zu verdeutlichen. Schließlich würde ein „mit- und gegeneinander um die Wette“ (Elias, 1989; zit. n. Meuser, 2008, S. 34) Trinken stattfinden.

Der Mann befindet sich nicht nur in ständigen Wettstreitigkeiten mit Frauen, er misst sich auch kontinuierlich an anderen Männern (Hearn, 1987). Diese Wettstreitigkeiten unter Männern sind eine zentrale Achse in der Wiederherstellung des sozialen Gefüges. Der Grund dafür ist, dass das Messen unter Männern unweigerlich den Ausschluss der Frau mit sich bringt. Genannt seien „homosoziale, männerbündische Zusammenschlüsse, wie sie in Gestalt von Burschenschaften, Herrenclubs, Stammtischen, Vereinen u.v.m.

existieren“ (Meuser, 2010, S. 105). Diese nehmen in der Reproduktion der Hegemonie eine höchst bedeutsame Rolle ein, da sie die Frauen meist gänzlich ausklammern (Meuser, 2010, S. 105). Durch die Anwesenheit der Frau gelingt es eine „männliche[...] Solidargemeinschaft“ (ebda, S. 105) bzw. eine „männliche[...] Vergemeinschaftung“ (ebda, S. 34) zu zelibrieren. So stellt sich im Zuge der männlichen Wettstreitigkeiten automatisch eine solide *Differenzdimension* ein (ebda).

Tritt der Mann im Wettbewerb mit andern Männern als Verlierer hervor, wird er zu so genannten „subordinated masculinities“ (Connell, 1987, S. 183) hinzugezählt. Diese Männlichkeiten umfassen all jene Männer, die im Volksmund beispielsweise ‚Schwächlinge‘ genannt werden und als Männer nicht ernstgenommen werden (Connell, 2006). Besonders Männer, welche die *Differenzdimension* nicht genügend schärfen, indem sie sich in den Augen anderer Männer von der Weiblichkeit zu wenig abgrenzen, werden den untergeordneten Männlichkeiten zugeordnet (Connell, 1987). An dieser Stelle sei auf eine gewisse „Angst vor Weiblichkeit“ (Meuser, 2010, S. 61) hingewiesen, die der Hegemonie zugrunde liegt. Dies ist eine Notwendigkeit, denn ohne diese Angst würde der Hegemoie rasch das Differenzfundament entzogen werden. Meuser (2010) zufolge erklärt diese Tatsache die Abwehrhaltung so mancher heterosexueller Männer gegenüber der Homosexualität.

Eine stabile Männlichkeit im Sinne der Wiederherstellung der Hegemonie scheint demnach insgesamt dann gegeben, wenn der Mann in den Wettstreitigkeiten mit der Frau, aber ganz besonders auch in den Wettstreitigkeiten mit anderen Männern erfolgreich ist. Diese Herstellung der *Differenzdimension* bezüglich beider Geschlechter wird „doppelte[...] Distinktionslogik“ (Meuser, 2008, S. 36) genannt. Meuser (2008, S. 33) meint hierzu:

Einer der wesentlichsten Impulse, der von den men's studies für die Geschlechterforschung ausgegangen ist, ist die Einsicht, dass Geschlechterverhältnisse immer auch die Binnenverhältnisse eines Geschlechts umfassen, dass man also auch die sozialen Beziehungen von Männern untereinander und von Frauen untereinander betrachten muss.

Es ist daher zu sagen, dass die Hegemonie ein Ideal ist, das die soziale Ordnung bzw. die *Differenz-* und *Ungleichheitsdimension* zwischen den Geschlechtern sowie wohlbemerkt auch innerhalb des männlichen Geschlechts aufrechterhält.

Für die weitere Ausarbeitung in diesem Kapitel können die folgenden Aspekte der hegemonialen Männlichkeit zusammenfassend aufgeführt werden:

1. Die *Ungleichheitsdimension* kann reproduziert werden, indem Wettkämpfe zwischen Männern sowie Wettkämpfe zwischen Männern und Frauen aller Art stattfinden. Dabei neigen Männer dazu, zu risikoreichen, mitunter gesundheitsgefährdenden Mitteln zu greifen, um die Oberhand in diesen Szenarien zu gewinnen (Hearn, 1987). Bereits Jugendliche versuchen sich in Wettkämpfen gegenseitig zu beweisen (Bourdieu, 2005) und eignen sich so sukzessive eine dominierende Form der Männlichkeit an (Meuser 2010).
2. Die *Differenzdimension* wird durch „[h]omosoziale Räume“ (Meuser, 2010, S. 105) gestützt und definiert sich entlang einer Furcht vor dem Weiblichen (Meuser, 2010). Der Mann hat daher die unbedingten Aufgaben, sich diese Räume zu schaffen und sich *klar von dem Weiblichen abzugrenzen*. Andernfalls wird der Mann als Mann nicht ernstgenommen, ausgegrenzt bzw. unterdrückt (Connell, 1987).

Alles in allem macht die hegemoniale Männlichkeit *Übermacht zu einer Qualität*, die für den Mann nötig ist, um seine Männlichkeit zu fundieren. Die Hegemonie kann zwar von der Mehrzahl der Männer nicht mehr gelebt werden (Connell, 2006), dennoch aber bietet sie eine Orientierungsgrundlage, indem sie aufzeigt, was den Mann zum Mann macht. Ein Mann hat drei Teilaufgaben zu erfüllen: 1. *erfolgreiche Wettkampfteilnahme*, 2. *klare Abgrenzung von dem Weiblichen* und 3. *Schaffung männlich sozialer Räume*. Die Erfüllung der besagten Teilaufgaben macht es möglich, die *Ungleichheitsdimension* und die *Differenzdimension* gleichermaßen im Sinne der Hegemonie zu stabilisieren. Gleichzeitig impliziert die Notwendigkeit der Aufgabenerfüllung, dass Männlichkeit heute eine durch Leistung erworbene Errungenschaft ist (Meuser, 2010). Anders formuliert: Männlichkeit ist „zu einer Aufgabe“ (Meuser, 2010, S. 134) geworden. Damit steht die heutige Männlichkeit in einem unmittelbaren Kontrast zu jener des 18. und 19. Jahrhunderts, die fraglos gegeben schien (Meuser, 2010). Nodelman (2002, S. 10) konstatiert treffend: „Just about all of us believe that real men are not born, they are made, as in the old phrase: ‘I am going to make a man out of you’.“

4.2.5 Das männliche Schönheitsideal als Spiegel der Hegemonie

An dieser Stelle der Untersuchung soll an die zwei eingangs formulierten Kernfragen erinnert werden, die nun getrennt voneinander bearbeitet werden. Basierend auf der

Annahme, dass das männliche Schönheitsideal ein Spiegel der hegemonialen Männlichkeit ist, können Antworten auf diese *Kernfragen* gegeben werden.

4.2.5.1 Weshalb verlangt die gegenwärtige Soziokultur eine alles umfassende Verkörperung der Übermacht, eine durchgängige ‚personification of power‘?

Für die Beantwortung von Kernfrage 1 ist zu betonen, dass die hegemoniale Männlichkeit Übermacht zu einer notwendigen Qualität, zu der zentralen Bedingung des Mannseins macht. Dominanz und ähnliche Eigenschaften sind die Zutaten, ohne die der Mann seine Männlichkeit nicht überzeugend unter Beweis stellen kann. Da das Schönheitsideal als Spiegel der hegemonialen Männlichkeit zu sehen ist, muss das Schönheitsideal daher einer allumfassenden Verkörperung der Übermacht entsprechen. Um eine tiefer gehende Darstellung dieser doch recht allgemeinen Skizzierung zu ermöglichen, wird die Verbindung zwischen dem Schönheitsideal und den Teilaufgaben bezüglich der *Ungleichheits-* und der *Differenzdimension*, also 1. *erfolgreiche Wettkampfteilnahme*, 2. *Schaffung männlich sozialer Räume* und 3. *klare Abgrenzung von dem Weiblichen*, betrachtet.

Bezüglich der *erfolgreichen Wettkampfteilnahme* kann behauptet werden, dass der dem Schönheitsideal entsprechende Mann die optimalen Vorraussetzungen dafür besitzt, in den verschiedensten Wettkämpfen die Oberhand zu gewinnen. In anderen Worten, basierend auf dem in Kapitel 2 erörterten Prinzip ‚Wer schön ist, ist gut und erfährt Gutes‘ kann vermutet werden, dass das Schönheitsideal all jene Attribute abbildet, welche eine erfolgreiche Teilnahme an den vielseitigen Formen des Wettbewerbs der hegemonialen Männlichkeit erlauben.

Die Teilaufgabe der *klaren Abgrenzung des Mannes von dem Weiblichen* spiegelt sich ebenfalls in dem männlichen Schönheitsideal wider. So steht das männliche Schönheitsideal in einem klaren Kontrast zu dem idealen Frauenkörper, den generell die Eigenschaften schlank, schwach und kindlich auszeichnen (Moore, 1997). Damit kann festgehalten werden, dass der Idealkörper von Mann und Frau als „*demonstrative[...]* Geschlechtszeichen“ (Meuser, 2010, S. 315) zu werten sind. Schulze (1997, S. 9) beschreibt, was geschieht, wenn ein ‚Stilbruch‘ begangen wird und sich die Frau dem männlichen Körperideal durch das Antrainieren gut sichtbarer Muskelmasse annähert: “The deliberately muscular woman disturbs dominant notions of sex, gender, and sexuality, and any discursive field that include her risks opening up a site of contest and

conflict, anxiety and ambiguity". Verkörpert die Frau also Teile des männlichen Idealbildes, verstört sie das gesellschaftliche Grundverständnis und riskiert Kritik, Konflikte und Widersprüchlichkeit. Insofern kann gesagt werden, dass die Frau mit ansteigender Muskelmasse ihr stabiles weibliches Identitätsfundament verliert, wohingegen die Authentizität des Mannes mit zunehmender Muskelmasse wächst. Besonders die (hyper-)mesomorphe Körperstruktur bedeutet eine „ostentativ körperliche[...] Virilität“ sowie eine „eindeutig ablesbare[...] Männlichkeit“ (Meuser, 2010, S. 134) bei dem Mann. Damit ist weiters kaum verwunderlich, dass „die Forschung [...] bewiesen“ hat, „daß [sic] [...] muskulöse Männer und Jungen als männlicher angesehen werden“ (Darden, 1972; Hendry & Gillies, 1978; Ryckman, 1992; Guy, Rankin & Norvell, 1980; zit. n. Pope et al., 2001, S. 78). Dies impliziert freilich, dass körperlich schwache Männer ihre Männlichkeit nicht glaubhaft genug demonstrieren. Demnach grenzt sich der (hyper-)mesomorphe Mann nicht nur von der Frau deutlich ab, sondern auch von dem schwachen, verweichten Mann. Es wurde bereits erarbeitet, dass diese körperliche Abgrenzung, also der „Dimorphismus“ (Schaefer, 2012, S. 64), die Absolution für soziale Geschlechterordnungen bzw. -übereinkünfte darstellt. Erschwerend kommt hinzu, dass der ideale Männerkörper nicht lediglich „*demonstratives* Geschlechtszeichen“ (Meuser, 2010, S. 315) im symbolhaft figurativen Sinne ist, er zeigt selbiges Zeichen auch im konkreten Sinne gemessen an Kraft und Stärke auf. So ist es der Frau auch durch ausgeprägte Formen des Körpertrainings nicht möglich, eine gleich hohe körperliche Kraft zu entwickeln wie der Mann (Pope et al., 2001). Auch schwache Männer unterliegen dem muskulösen, starken Mann körperlich. Erstere gehen als Verlierer aus dem Wettbewerb der Kräftemessung hervor und büßen so ihre männliche Überzeugungskraft ein.

Damit stellt sich das männliche Schönheitsideal als „*demonstratives* Geschlechtszeichen“ (Meuser, 2010, S. 315), als Möglichkeit der (Über-)betonung des „Dimorphismus“ (Schaefer, 2012, S. 64) dar; und dies in einem übertragenen sowie auch in einem konkreten Sinne. Die *klare Abgrenzung des Mannes von dem Weiblichen* bezieht sich nicht nur auf die Frau sondern auch auf den schwachen Mann. Es kann daher festgehalten werden: Der Idealkörper repräsentiert die oben bereits erläuterte „doppelte[...] Distinktionslogik“ (Meuser, 2008, S. 36).

Die vorliegende Arbeit nimmt weiters an, dass sich auch die Teilaufgabe der *Schaffung männlich sozialer Räume* in das männliche Schönheitsideal der Gegenwart einschreibt. Dies jedoch in abstrakterer Form, nämlich in Form des „männliche[n] Körperkult[s]“ (Pope et al., 2001, S. 17), der hinter dem Schönheitsideal steht. Der Angelpunkt dieses Kultes scheint der „Fitness-Boom“ (Freese, 2003, S. 9) zu sein, der in den amerikanischen

Fitnessstudios der 1970er Jahre seinen Anfang nahm (Freese, 2003). Anfänglich umfasste der Aufschwung eine rein männliche Szene des „Bodybuilding“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 109), also eine frauenfreie Arena, in der sich Männer ungestört aneinander messen konnten (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002; Freese, 2003). Schließlich wird es angestrebt, „eine möglichst große Muskelmasse harmonisch und ästhetisch auszubilden“ (Pauls, 2011, S. 51). „Der Sportler versucht möglichst ‚definiert‘ auszusehen, d. h. die einzelnen Muskeln sowie die Muskelstruktur sollten deutlich erkennbar sein“ (ebda, S. 51). Kurz gesagt kann von einer Schaffung eines neuartigen *männlich sozialen Raumes* gesprochen werden, die interessanterweise zu einer Zeit stattfand, als die Frau viele traditionell *männliche Räume* aufzumischen begann (siehe Abschnitt 4.2.3).

In den frühen 1980er Jahren entstanden im Zuge der „Aerobic-Welle“ (Kamberovic, 1999, S. 236) sanftere Formen des Krafttrainings, weshalb zunehmend auch Frauen Fitnessstudios besuchten (Freese, 2003). Sukzessive erhielten sie ebenfalls Einzug in die extreme Krafttrainingsform des „Bodybuilding“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 109). Dennoch muss, basierend auf der obigen Erarbeitung bezüglich des Körpers als „*demonstratives* Geschlechtszeichen“ (Meuser, 2010, S. 315), folgende Annahme gemacht werden: Solange die eminent muskulöse Frau Widersprüchlichkeit verkörpert, wird die Frau, die schwere Hanteln stemmt, als Exotin bzw. Außenseiterin in der Szene des „Bodybuilding“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 109) gelten. Somit beschränkt sich die Mehrzahl der Frauen zur Zeit und erwartungsgemäß auch in Zukunft vorrangig auf die leichten Formen des Krafttrainings. Diese Annahme lässt sich belegen, indem das Angebot der Frauen-Fitnessstudios betrachtet wird: „With regard to the fitness and health centres, around 15 percent are women-only centers, which are characterized by a higher proportion of fitness/aerobic courses on offer, while the areas with training and weightlifting equipment is smaller in size than in mixed sex studios“ (Kamberovic & Kretzschmar, 2001; zit. n. Hartmann – Tews & Luetkens, 2003). Kamberovic (1999, S. 245) hält überdies fest: „Frauen-Studios dominieren selbstverständlich im Frauen-Fitness-Bereich sowie im Figurbereich. [...]. Mit dem Begriff Bodybuilding mag man sich in Frauen-Studios am wenigsten anfreunden, da dieser Begriff auch speziell im und für den weiblichen Bereich die größten Gegner hat“.

Die frauenfreie Arena, der *männlich soziale Raum* des „Bodybuilding“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 109), scheint dem Mann daher erhalten geblieben zu sein und ihm weiter erhalten zu bleiben, denn die Kraftkammer ist für die Frau ein Tabu. Folglich hat sich der Mann auf den wohl einzigen Bereich besinnt, der von der Frau weitgehend unangetastet bleibt. Diese Besinnung wird u. a. auch im gegenwärtigen Schönheitsideal des Mannes ausgedrückt.

Schließlich ist auch an die Güter, Dienstleistungen und Medien zu denken, die sich um den „männliche[n] Körperkult“ (Pope et al., 2001, S. 17) drehen. Diese konzentrieren sich ganz auf den Mann und seine Körperpraktiken. Dabei hat der Mann beispielsweise die Qual der Wahl zwischen einer stetig wachsende Anzahl an Zeitschriften (Cottle, 1998; zit. n. Pope et al., 2001) oder einer Fülle an Angeboten wie „Nahrungsergänzungsmittel, Diäthilfen, Fitneßprogramme[...]“ (Pope et al., 2001, S. 17), die gezielt auf ihn zugeschnitten sind. Der von der Wirtschaft geförderte „männliche Körperkult“ (Pope et al., 2001, S. 17) klammert damit die Frau aus sowie auch jeden Mann, der nicht die Bereitschaft hat, sich zu der angesprochenen Zielgruppe hinzuzufinden. Zelebriert hingegen wird jener Mann, der nach dem Schönheitsideal strebt, es verkörpert und lebt. So steht hinter dem Schönheitsideal eine durch die Industrie geformte „männliche Solidargemeinschaft“ (Meuser, 2010, S. 105), die wie in Abschnitt 4.2.4 geschildert, ausreicht, um die *Differenzdimension* zu bekräftigen (Meuser, 2010).

Die vorliegende Behandlung der Kernfrage 1 bringt deshalb vier Antworten hervor: Das männliche Schönheitsideal umfasst durchwegs dominante Attribute,

1. da das Ideal ein Modell abbildet, das die *erfolgreiche Wettbewerbsteilnahme* garantiert,
2. da es die *Abgrenzung von dem Weiblichen* optisch sowie auch ganz konkret in Form einer körperlichen Überlegenheit verkörpert,
3. da es für die Besinnung des Mannes auf den wohl letzten, für die Frau weitgehend unantastbaren *männlich sozialen Raum*, dem „Bodybuilding“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 109), steht und letztlich
4. da es so eine „männliche Solidargemeinschaft“ (Meuser, 2010, S. 105) in Form eines „männliche[n] Körperkult[s]“ (Pope et al., 2001, S. 17) schafft.

Somit kann das männliche Schönheitsideal allgemein als Verkörperung der Hegemonie entlang beider Dimensionen, der *Differenz-* und der *Ungleichheitsdimension*, verstanden werden.

4.2.5.2 Weshalb strebt eine Vielzahl an Jungen und Männern nach einem, ja sogar überbetont dominanten Körper in Form eines hypermesomorphen Körpertyps?

Um die zweite *Kernfrage* zu beantworten, muss erneut darauf verwiesen werden, dass Männlichkeit „eine[...] Aufgabe“ (Meuser, 2010, S. 134) geworden ist. Basierend darauf Steyrer, Hanna-Therese (2013)

kann der männliche Wunsch nach einer hypermesomorphen Körperstatur als Absicht gedeutet werden, Hegemonie als „Aufgabe“ (Meuser, 2010, S. 134) besonders gewissenhaft zu erfüllen. Genauer formuliert: Das Streben nach einer hypermesomorphen Körperstatur kann als Bedürfnis verstanden werden, die Teilaufgaben der *Differenz-* und der *Ungleichheitsdimension* besonders mustergültig – im wahrsten Sinne des Wortes hervorragend – zu erfüllen.

Um das Bedürfnis danach zu erklären, muss abermals darauf verwiesen werden, dass der Mann heute Tendenzen einer Krise verspürt (siehe dazu Abschnitt 4.2.3). Der so vielseitige, identitätssuchende Mann der Gegenwart steht dem Ideal der Hegemonie oft auf mannigfaltige Weise gegenüber. So fragt sich der Mann von heute: „Was bleibt mir noch, um mich als Mann zu beweisen?“ (Pope et al., 2001, S. 42). Berücksichtigt man dies, kann das Bedürfnis nach einer hypermesomorphen Statur als Ausdruck der Unsicherheit des Mannes bezüglich seiner Männlichkeit beschrieben werden (Pope et al., 2001; Baghurst et al., 2006; Meuser, 2010). Tatsächlich hält Meuser (2010, S. 134) fest, dass sich „habituelle Verunsicherung [tendenziell] in den Körper ein[schreibt]“. Er arbeitet in seiner empirischen, auf Interviews basierenden Studie heraus, dass „hypermaskuline Figuren“ besonders auf „verunsicherte Männer“ (Meuser, 2010, S. 315) faszinierend wirken. Demzufolge also ist das Verlangen des Mannes nach einer hypermesomorphen Statur als „Sehnsucht nach einer für alle sichtbaren, zweifelsfreien Verkörperung des Geschlechtsstatus“ (ebda, S. 315) zu verstehen.

Die Arbeit an dem hypermesomorphen Körpertyp setzt, wie bereits dargelegt, voraus, dass Männer nach *gesundheitsgefährdenden, chemischen Mitteln* greifen (Hearn, 1987). Das Eingehen eines Risikos ist, wie in Abschnitt 4.2.5 erwähnt wurde, ein Charakteristikum des Wettbewerbsverhaltens des Mannes. In jedem Fall aber untermauert die Tatsache, dass das Schöneheitsideal einen derart extremen Maßstab setzt, dass gesundheitsschädigende Mittel sogar nahezu unumgänglich sind, den hohen Grad der Verunsicherung des Mannes bezüglich seiner Männlichkeit. Überdies darf nicht vergessen werden, dass das Attribut des Körpertyps das einzige nicht operativ veränderbare Körperattribut ist. Somit ist der Körpertyp des Ideals das einzige Maß, das die Unsicherheit des Mannes bezüglich seiner Männlichkeit ausdrücken kann. Auch die steigenden Zahlen der „plastische[n]“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 111) Eingriffe können als weitere Anzeige für die männliche Verunsicherung herangezogen werden.

Zusammenfassend kann daher festgestellt werden:

1. Das Ideal des hypermesomorphen Körpertyps macht es dem Mann möglich, die *Differenz-* und die *Ungleichheitsdimension* über die Maßen zu untermauern.

2. Das Bedürfnis nach dieser Untermauerung drückt die Unsicherheit des Mannes in Bezug auf seine Männlichkeit aus.

4.2.6 Gesellschaftliche Teilbereiche der hegemonialen Reproduktion

In den vorigen Abschnitten wurde das gängige, männliche Schönheitsideal als Widerspiegelung der Hegemonie verstanden. Damit wurde im Kern die Behauptung aufgestellt, dass die Hegemonie als Grund für die Gestalt des heutigen männlichen Schönheitsideals anzusehen ist. Damit kann jeder gesellschaftliche Teilbereich, der die Idee der Hegemonie durch Wettbewerbsspiele reproduziert, zur Arena für das männliche Schönheitsideal werden. In Abschnitt 4.2.4 wurden bereits wesentliche Teilbereiche angegeben. Umfassender aber lässt sich hierzu sagen:

Die Spiele werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: in der Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär, aber auch in semi- und nicht-öffentlichen Handlungsfeldern [...]: in Vereinen, Clubs, Freundeskreisen. (Meuser, 2008, S. 33)

4.2.6.1 Der Sport

Es liegt also eine breite Palette an Bereichen vor, die Machtspiele umfassen, welche die Hegemonie unterstützen. Der Sport ist einer dieser Bereiche, da sich in ihm „vielschichtige Verwebungen von gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, ethnischen und zum Teil auch militärischen Interessen“ einbetten, „die der Sicherung männlicher Hegemonie dienen“ (Jösting, 2008, S. 49). Connell (2006, S. 75) räumt dem Sport bezüglich der Männlichkeitskonstruktion sogar eine außerordentliche Stellung ein und schreibt: „In der Massenkultur wurde Männlichkeit immer mehr hauptsächlich über den Sport definiert“. Aus diesem Grund, aber besonders auch angesichts der dieser Forschungsarbeit zugrunde liegenden Zielstellung, soll die *Reproduktion der Hegemonie am Beispiel des Sports* exemplifiziert werden. Eine derartige Ausarbeitung soll nun basierend auf den in Abschnitt 4.2.4 genannten Richtungen der Machtspiele erfolgen. Anders formuliert, erst soll der „top-down-[Prozess]“ (Connell, 1987, S. 244) der Reproduktion beleuchtet werden, also i.e. jener Prozess, der von der Mesoebene der

Institutionen ausgeht. Danach soll der ‚Bottom-up-Prozess‘ behandelt werden, i.e. jener Prozess, der von der Mikroebene alltäglicher Handlungspraxen von Privatpersonen ausgeht (Connell, 1993).

4.2.6.1.1 Hegemonie im Sport als Top-down-Prozess

Der „top-down-[Prozess]“ (Connell, 1987, S. 244) im Sport umfasst „[d]ie institutionalisierte Organisation des Sport“ (Connell, 2006, S. 74). Als Institution verhilft der Sport der Bekräftigung der *Differenzdimension* und der *Ungleichheitsdimension* in dreierlei Hinsicht:

1. Der institutionalisierte Sport beinhaltet den „Ausschluss bzw. die Unterordnung von Frauen“ (Jösting, 2008, S. 50).
2. Der institutionalisierte Sport gründet auf einer „hierarchische[n] Wettbewerbsstruktur unter Männern“ (ebda, S. 50), macht aber auch einen, wenn auch nur indirekten Wettbewerb mit der Frau möglich.
3. Der institutionalisierte Sport umfasst „Körper bzw. körperreflexive Praktiken“ (ebda, S. 50), die „leistungsfähige, starke und harte Körper“ (Heckemeyer, 2010; zit. n. Fegter, 2012, S. 58) fordern.

Der erstgenannte Aspekt bezieht sich auf die weiterhin aufrechte *Exklusion der Frau aus dem Sport* (Jösting, 2008; Meuser, 2008; Messner, 2009). Messner (2009) spricht etwa davon, dass sich der Sport zwar in den vergangenen 30 Jahren von einer reinen Männerdomäne weg entwickelt hätte, dennoch aber würde der Mann im Hintergrund weiterhin die Fäden ziehen. Jösting (2008, S. 56) beschreibt den institutionalisierten Sport daher ähnlich als ein „gesellschaftliche[s] Feld[...] männlicher Dominanz“. Bourdieu (2007; zit. n. Meuser, 2008) bezieht sich ebenfalls auf die unterdrückte Rolle der Frau, die in ihrer Bedeutung für die Männlichkeitskonstruktion nicht unterschätzt werden darf. Schließlich würde die Frau der schwitzenden, um den Sieg ringenden Männerwelt aus dem Zuschauerraum zujubeln. Ihre passive Rolle der Außenstehenden erhält sie nicht zuletzt auch durch eine implizite Diskreditierung von Seiten des Mannes bezüglich ihres sportlichen Könnens und Leistens (Jösting, 2008; Meuser, 2008). Insgesamt also wird die Frau nicht nur ausgeschlossen, sondern auch diskreditiert und damit untergeordnet. Diese Verdrängung der Frau schafft dem Mann einen *männlich sozialen Raum*, den er dazu benutzen kann, die Hegemonie in ständigen Szenarien des Mann-zu-Mann-Wettbewerbs zu inszenieren und reproduzieren (Jösting, 2008).

Diese Anmerkung führt unweigerlich zu den beiden letztgenannten obigen Aspekten. Bezüglich der „hierarchische[n] Wettbewerbsstruktur unter Männern“ (Jösting, 2008, S. 50) ist zu sagen, dass der Sport von Wettbewerbsszenarien lebt. „Kein anderer Sozialbereich ist so kompromisslos auf das Prinzip der Leistung eingeschworen wie das Sportsystem, das durch ein permanentes Streben nach Überbietung und Rekorden eine sich selbst steigernde Dynamik in Gang setzt“ (Hartmann-Tews, Gieß-Stüber, Klein, M. Kleindienst-Cachay & Petry, 2003, S. 39). Von Honer (2001, S. 108) hält weiterführend fest: „Sport ist [...] durch Konkurrenz um einen Sieg auf der Grundlage gleicher Wettbewerbsvoraussetzungen gekennzeichnet“. Auch Delaney und Madigan (2009) betonen die Tatsache, dass sich der institutionalisierte Sport durch klar formulierte Normen, Werte, Regeln, Ränge und Rollen auszeichnet. Demnach ist festzuhalten, dass sich der Mann durch den institutionalisierten Sport auf reglementierte Weise an anderen Männern messen kann.

Der Sport bietet nicht nur die Möglichkeit sich unter Männern zu messen. Auch mit der Frau steht der Mann in einem sportlichen Wettbewerb, wenn auch meist nur indirekt. Indirekt meint, dass es dem Mann oft genügt, seine körperlichen Leistungen mit jenen der Frau zu vergleichen, um sich in seiner vorherrschenden Rolle bestätigt zu fühlen (Connell, 2006). Generell kann also bezüglich des Sports von einer „doppelten Distinktionslogik“ (Meuser, 2008, S. 36) gesprochen werden. Seine Natur des Wettbewerbs bietet eine Plattform, die zu einer hegemonialen Männlichkeits(re)konstruktion geradezu einlädt.

Die von dem Mann im institutionalisierten Sport zumeist ausgeführten Sportarten beinhalten Körper bzw. körperreflexive Praktiken“ (Jösting, 2008, S. 50), die „leistungsfähige, starke und harte Körper“ (Heckemeyer, 2010; zit. n. Fegter, 2012, S. 58) fordern. Die obigen Ausarbeitungen berücksichtigend ist es nicht verwunderlich, dass dabei die Tendenz des Mannes beobachtet werden kann, zu „unlautere[n] Wettbewerbsmittel[n]“ zu greifen, die mitunter mit einer „Gefährdung der körperlichen Unversehrtheit“ (Jösting, 2008, S. 56) einhergehen (siehe dazu Abschnitt 4.2.5). Jösting (2008, S. 56) nennt hierzu beispielsweise die „jährlich zur Tour de France wiederholenden Dopingfälle im Radsport“. Die Autorin (2008) argumentiert zudem, dass die Bereitschaft, solche Risiken einzugehen, darauf zurückzuführen ist, dass der insitutionalisierte Sport „ausschließlich zweckrational“ ist, also „auf das Ziel des Gewinnens hin orientiert“ (S. 56) ist. Es hat sich laut Jösting (2008) im Sport eine unbedingte „Beschränkung [der] körperliche[n] Aktivität auf Leistungsfähigkeit und Funktionsfähigkeit des Körpers“ (S. 56) eingeschlichen, die den Missbrauch leistungsunterstützender Mittel fördert.

Das folgende Zitat fasst all das zusammen:

Sport bedeutet eine ununterbrochene Zurschaustellung sich bewegender männlicher Körper. Verfeinerte und sorgsam überwachte Regeln bringen diese Körper in einen stilisierten Wettkampf miteinander. Dabei ist die Kombination aus überlegener Kraft (bedingt durch Größe, Fitness, Teamwork) und überlegenen Fähigkeiten (durch Taktik, Übung und Training) für den Sieg entscheidend. (Connell, 2006, S. 75)

[Die] Geschlechterbeziehungen sind in den körperlichen Vorgängen realisiert, aber auch symbolisiert. Die größere männliche Leistungsfähigkeit im Sport ist auch zu einem Gegenargument gegen feministische Forderungen geworden, zu einem symbolischen Beweis der männlichen Überlegenheit und ihrem Recht auf Herrschaft. (Connell, 2006, S. 74)

Daher ist festzustellen, dass der Sport als institutionalisierte Wettbewerbsstruktur die Hegemonie reproduziert, indem er dem Mann eine optimale Grundlage dafür bietet, die Teilaufgaben der Hegemonie – 1. *erfolgreiche Wettkampfteilnahme*, 2. *klare Abgrenzung von dem Weiblichen* und 3. *Schaffung männlich sozialer Räume* – zu erfüllen. Dadurch kommt es zu einer gesellschaftlichen Reproduktion der *Differenz-* sowie der *Ungleichheitsdimension* bzw. genauer zu einer „Darstellung und Herstellung von Männlichkeit und männlicher Dominanz“ (Jösting, 2008, S. 49).

4.2.6.1.2 Hegemonie im Sport als Bottom-up-Prozess

Die Ausarbeitungen zu dem institutionalisierten Sport in Abschnitt 4.2.6.1.1 haben gezeigt, dass er stark von der hegemonialen Männlichkeit geprägt ist. Jedoch nicht nur der institutionalisierte Sport, sondern auch der nicht institutionalisierte Sport ist mit der Idee der Hegemonie verwoben. Eine genauere Betrachtung dieser Mikroebene scheint für die weiteren Erläuterungen dieser Untersuchung von Interesse. Diese Betrachtung wird sich dabei auf das sportliche Handeln männlicher Jugendlicher konzentrieren.

Eine von Jösting (2008, S. 46) durchgeführte qualitative Studie erarbeitete Erkenntnisse zu der Thematik Hegemonie im nicht institutionalisierten Sport. Die Studie wurde im Zuge eines DFG⁷-Jugendforschungsprojektes in Form von Gruppendiskussionen mit 13- bis 17-jährigen Jungen durchgeführt und konzentrierte sich auf deren „freundschaftlichen,

⁷ Deutsche Forschungsgemeinschaft

solidarischen und intimen Beziehungen“ (Jösting, 2008, S. 46). Diskutiert wurden die „jugendlichen Praxisfelder“ (ebda, S. 46) Sport und Technik. Die Gespräche wurden schließlich in Bezug auf die Männlichkeitskonstruktion interpretiert. Am Beispiel des Fußballspiels wird ein Abriss der gewonnenen Erkenntnisse dieser Studie dargelegt.

Es zeigte sich bezüglich der Spiele des Wettbewerbs, dass das Fußballspiel „[a]ls legitime Arena für Konkurrenz-, Positions- und Machtkämpfe [...] ein Feld zur Darstellung, Inszenierung und Herstellung von (heterosexueller) Männlichkeit“ (Jösting, 2008, S. 57 f.) ist, denn Jungen können sich in Kraft, Stärke, Ausdauer und spielerischem Können aneinander messen. Die in Abschnitt 4.2.6.1.1 genannte „hierarchische Wettbewerbsstruktur unter Männern“ (ebda, S. 50) ist somit auch auf der Mikroebene vorzufinden.

Die zu dem Thema Fußball interviewten Jungen zeigten weiters eine Verdrängung der Mädchen im Sinne eines Ausschlusses aus dem Fußballspiel und einer Diskreditierung der weiblichen Leistung. So wurde „die Einbindung von Mädchen in den männlichen Sportraum als Bedrohung [erlebt] und [...] aggressiv ab[gewehrt]“ (Jösting, 2008, S. 52), mit dem grundlegenden Argument, dass „[d]as Fußballspiel [...] ‚Männersache‘“ (ebda, S. 52) ist. Die Abwertung der Mädchen bezüglich ihrer fußballerischen Leistung erfolgte nach folgendem Muster: Spielen Mädchen Fußball, sehen Jungen generell davon ab, dass sie im Fußballspiel genauso oder sogar besser sind als Jungen. Stellt sich heraus, dass Mädchen tatsächlich, also gemessen an der Punktezahl, gleich stark spielen wie Jungen, begründen Jungen dies nicht aufgrund ihrer spielerisch erbrachten Leistung, sondern vor dem Hintergrund situativer Gegebenheiten. So wird den Mädchen zwar ein Gleichstand bezüglich der erreichten Punkte eingeräumt, aber dies nur mit einer gewissen „Überlegenheit – gar Überheblichkeit“ (ebda, S. 52). Damit stellt sich auf Mikroebene dar, was bereits in Abschnitt 4.2.6.1.1 auf der Makroebene in Form eines „Ausschluss[es] bzw. [einer] Unterordnung von Frauen“ (ebda, S. 50) skizziert wurde.

Eine an 1 760 deutschen Schülerinnen und Schülern durchgeführte, quantitative Studie zielte darauf ab, die „10 beliebtesten Sportarten nach ausgewählten soziodemographischen Merkmalen“ (Wahler, 2008, S. 131) zu erheben. Die Studie zeigte, dass die beliebtesten Sportarten Fußball und Radfahren sind. Weiters konnte die Studie feststellen, dass es „erhebliche geschlechtsspezifische Unterschiede in der Wahl der Sportarten“ gibt. „So ist Fußball [...] ganz überwiegend ein Männersport“ (Wahler, 2008, S. 132). Nur 7 Prozent der Mädchen gaben an, Fußball als Sportart auszuführen. Allgemein konnte herausgearbeitet werden, dass „Fußball und Basketball stärker von Jungen präferiert werden“ (Wahler, 2008, S. 133), während alle anderen Sportarten (Radfahren, Jogging, Inline/Skateboard, Schwimmen, Fitness/Kraft, Basketball, Volleyball, Tanzen, Reiten) von Mädchen präferiert werden (Wahler, 2008). Die Studie betont damit,

dass eine Trennung zwischen Jungen und Mädchen auch im nicht institutionalisierten Sport vorliegt. Weiters legt die Studie bezüglich des nicht institutionalisierten Sports auch Gewicht darauf, was schon in Bezug auf den institutionalisierten Sport behauptet wurde, dass Jungen tendenziell Sportarten favorisieren, die „leistungsfähige, starke und harte Körper“ (Heckemeyer, 2010; zit. n. Fegter, 2012, S. 58) fordern.

Allgemein lässt sich also behaupten, dass auch auf der Mikroebene die Konstruktion einer hegemonialen Männlichkeit stattfindet. Naturgemäß aber ähnelt die Mikroebene der Makroebene. Demnach gehen der institutionalisierte Sport und der nicht institutionalisierte Sport in der Reproduktion der Hegemonie Hand in Hand, ein Strukturphänomen, das mit den Begriffen „top-down-[Prozesses]“ (Connell, 1987, S. 244) und ‚Bottom-up-Prozess‘ verdeutlicht werden kann. Insgesamt umsäumt so die Hegemonie den gesamten Sport. Basierend auf den bislang erarbeiteten Erkenntnissen kann deshalb der *Sport als konstitutives Element für das Schönheitsideal des Mannes* gesehen werden.

4.2.6.2 Die Massenmedien

Im vorigen Abschnitt wurde eingangs festgehalten, dass das männliche Schönheitsideal unweigerlich ein Produkt jener gesellschaftlichen Teilbereiche ist, die hegemoniale Männlichkeit reproduzieren. King (1993, S. 271 f. zit. n. Trujillo, 2001, S. 223) beteuert: „The political, social, economic body in and itself means little until it is reproduced through the discourse of the mass media [...] through frames, values and conventions they actively define, construct and reproduce images of our society“. Für den bisherigen Kontext dieser Untersuchung bedeutet dies, dass eine wesentliche Begründung für das Schönheitsideal des Mannes bislang noch nicht genannt wurde: die „Massenmedien“⁸ (Trappel, 2007, S. 32), die eine *Vermittlersposition* zwischen der Einheit des Schönheitsideals und der Hegemonie einnehmen. Massenmedien sind im Kontext dieser Arbeit als „auf Dauer angelegte institutionalisierte Handlungszusammenhänge“ zu verstehen, „die sich komplexer Kommunikationskanäle und -techniken bedienen und in großbetrieblich-institutionellen Organisationsformen nach Regeln und Routinen für die Gesellschaft bedeutungsvolle Funktionen für die öffentliche Kommunikation einbringen“ (Trappel, 2007, S. 32).

⁸ Der Begriff wird in Folge nicht mehr zitiert, kann aber immer auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

Es ist demnach der mediale Diskurs, der das Element Schönheitsideal und das Element Hegemonie diskursartig miteinander verknüpft. Im Diskurs der Verknüpfung sind die Medien oft subtil, manchmal aber auch auffällig direkt. Die nachfolgende Aufarbeitung wird sich daher zunächst auf die subtile Verknüpfung in der „Werbung“⁹ (Siegert & Brecheis, 2010, S. 28) konzentrieren; auch deshalb, da diese einer der bedeutsamsten Bereiche der Massenmedien ist. Unter „Werbung“ ist ein „geplanter Kommunikationsprozess“ zu verstehen, der „gezielt Wissen, Meinungen, Einstellungen und/oder Verhalten über und zu Produkten, Dienstleistungen, Unternehmen, Marken oder Ideen beeinflussen [will]“ (ebda, S. 28). Dabei verwendet sie „spezielle[...] Werbemittel und wird über Werbeträger wie z. B. Massenmedien und andere Kanäle verbreitet“ (ebda, S. 28). Die zweite nun folgende Ausführung bezieht sich schließlich auf die direktere Verbindung zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsdeal in der Film- bzw. Spielzeugindustrie.

4.2.6.2.1 Die Werbung

Das Anbieten von Werbeflächen bzw. Werbezeit ist eine der zentralsten Einnahmequellen für die Massenmedien, weshalb die Werbung als besonders bedeutsamer Bereich der Massenmedien verstanden werden kann. So gibt die Werbebranche jährlich weltweit um die 604 Billionen Dollar für die Vermarktung der Produkte aller Art aus (Kotler & Armstrong, 2010). Allein in Deutschland bieten Unternehmen jährlich „etwa 80 Milliarden Euro [für] Kommunikationsmaßnahmen“ (Scheier & Held, 2006, S. 9) auf. Die Wissenschaft, welche sich Fragestellungen bezüglich der Werbemaßnahmen annimmt, ist die so genannte „Mediaforschung“ (Frey-Vor, Siegert & Stiehler, 2008, S. 9). Diese unterteilt die Medienlandschaft in fünf Bereiche: „Fernsehen“ (ebda, S. 148), „Printmedien“ (S. 271), „Hörfunk“ (S. 272), und „Online“ (ebd., 2008, S. 280). Die jährlichen Ausgaben der Werbefirmen berücksichtigend kann deshalb davon ausgegangen werden, dass die Dichte an Werbungsschaltungen in den genannten Medienbereichen sehr hoch ist. Daher ist insgesamt anzunehmen, dass der Mensch den Botschaften der Werbung nahezu ununterbrochen ausgesetzt ist.

Die Botschaften der Werbemaßnahmen werden von Menschen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit verarbeitet. Die Effizienz der Verarbeitung hängt von der Art und Struktur der Werbung ab (Scheier & Held, 2006). So muss der Mensch beispielsweise im Falle von

⁹ Der Begriff soll fortan nicht mehr zitiert werden, kann aber immer auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

„Verbalkonzepte[n], Claims, Slogans, Headlines, Voice Over im Fernsehspot, Copytext in Anzeigen, [oder] Produktbezeichnungen“ (ebda, S. 44) seine „mentalen Ressourcen“ (ebda, S. 49) beanspruchen, um diese zu entschlüsseln. Der *Verarbeitungsprozess* ist zudem nicht nur deshalb länger, da der Text gelesen und verstanden werden muss, sondern auch deshalb, da „die impliziten Bedeutungen der sprachlichen Codes“ (ebda, S. 69) vernommen werden müssen.

Anders verhält es sich mit „nichtsprachlichen Codes der Werbung“ (ebda, 2006, S. 44) im Sinne *bildlicher Darstellung*. Diese können rasch aufgenommen und verarbeitet werden, da die Betrachterin bzw. der Betrachter dafür „keine mentalen Ressourcen“ (ebda, S. 49) benötigt. Anders formuliert lässt sich sagen, dass Darstellungen ökonomisch und unbewusst aufgenommen werden (ebda, 2006). Das Unbewusste impliziert, dass die Darstellungen ihre Wirkung auch „im Vorbeigehen“ (ebda, S. 49) entfalten. Bordo (2003, S. xiii) beschreibt diese Tatsache sinnbildlich und mit gesundem Sarkasmus:

Constant, everywhere, no big deal. Like the water in the gold-fish bowl, barely noticed by inhabitants. Or noticed, but dismissed: „Eye Candy“ – a harmless indulgence. They go down so easy, in and out, digested and forgotten. Hardly able anymore to rouse our indignation. Just pictures.

Mit dem Gleichnis ‚like the water in a gold-fish bowl‘ deutet Bordo (2003) an, welche unermessliche Wirkung die besagten Darstellungen auf den Menschen haben. Stützt man sich auf diese Metapher, kann behauptet werden, dass die Darstellungen gerade zu unbemerkt die Welt des Menschen gestalten. Die Werbebranche scheint um diese ausgeprägte Wirkung der Darstellungen zu wissen. Nicht umsonst sind 95 Prozent der Werbemaßnahmen in Form einer „nichtsprachliche[n] Kommunikation“ (Scheier & Held, 2006, S. 48 f.) auf deren unbewusste Aufnahme zugeschnitten (Scheier & Held, 2006).

Basierend auf diesen Ausarbeitungen liegt es nahe, Darstellungen in der Werbung hinsichtlich der Verknüpfung zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal zu untersuchen. Der Soziologe Erving Goffman, der als einer der wichtigsten Sozialwissenschaftler des 20. Jahrhunderts gilt, nahm sich einem ähnlichen Sachverhalt an. Er veröffentlichte eine qualitative Abhandlungen über Werbefotos, welche die soziale Ordnung zwischen Mann und Frau widerspiegeln (Smith, 2006; Ayaß, 2008). Goffmans Interesse galt demnach den Werkzeugen der so genannten „Politik der Geschlechter“ (Goffman, 2001, S. 46). Diese umfasst Möglichkeiten, welche die soziale Ordnung herstellen bzw. reproduzieren (Goffman, 2001). In seiner Analyse konnte Goffman

zahlreiche Werkzeuge der Geschlechterdarstellung skizzieren. Die zentralsten Aspekte, mit der die analysierten Darstellungen arbeiteten, sind die folgenden:

1. *Reproduktion hegemonialer Stereotype*,
2. *Reproduktion der Hegemonie durch körperliche Darstellungen* sowie
3. *Reproduktion der Hegemonie durch räumliche Darstellung*.

Mit dem ersten Punkt, der *Reproduktion hegemonialer Stereotype*, ist gemeint, dass der Mann in den von Goffman analysierten Darstellungen häufig mit den Attributen „Liebe, Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Beschützerhaltung und Herrschaft“ (Meuser, 2010, S. 75) verbunden wurde. Diese Eigenschaften erinnern an die Eigenschaften des Mannes, die den Habitus des Mannes 18. und 19. Jahrhundert charakterisierten (siehe Abschnitt 0). Als Beispiele für eine solche Darstellung erwähnt Goffman Abbildungen mit einem so genannten „Eltern-Kind-Komplex[...]“ (Goffman, 2001, S. 176). Dieser Komplex umfasst, dass Männer mit Frauen auf Werbedarstellungen häufig in Körperhaltungen zu sehen sind, die sonst eher von Eltern mit ihren Kindern eingenommen werden. Einbegriffen sind etwa Haltungen, bei denen Männer Frauen umschlingen oder sie in die Höhe heben (Meuser, 2010). Zudem „erscheinen die Männer als die Belehrenden, Zupackenden, zielgerichtet Handelnden, bei gemeinsamen Aktivitäten als die Leitenden, Frauen hingegen oft als verspielt und verträumt“ (Meuser, 2010, S. 76). Dies lässt abermals an die polare Auffassung des 18. und 19. Jahrhunderts denken, die Frauen als passiv und Männer als aktiv verstand (siehe Abschnitt 0).

Punkt 2, die *körperliche Darstellung der Hegemonie*, spricht ein besonders essentielles Werkzeug für die Herstellung der Geschlechterordnung an. Dieses ist die „relative Größe“ (Goffman, 2001, S. 178) der Personen in den Werbedarstellungen, denn Männer ragen auf den Abbildungen meist höher empor als Frauen: entweder weil sie größer sind oder weil die Frauen eine Körperhaltung einnehmen, die sie kleiner macht (Goffman, 2001).

Abschließend identifizierte Goffman eine Art *räumliche Darstellung der Hegemonie*. Damit ist die „räumliche Anordnung“ (Meuser, 2010, S. 76) als Werkzeug der Geschlechterordnung gemeint. Diese Darstellung impliziert, dass Männer beispielsweise in „Familienszenen“ meist etwas außerhalb platziert sind, was den „Überblick und die Verantwortlichkeit des Mannes“ (Meuser, 2010, S. 76) herausstreicht.

Zusammenfassend betrachtet scheint offenkundig, dass die Werbung die Hegemonie auf subtile Weise andeutet. Sie handelt mit hegemonialen Stereotypen und unterstreicht diese durch räumliche Anordnungen aber auch durch die Körperlichkeit der auf den Darstellungen abgebildeten Personen. Es ergibt sich somit nicht nur ein indirekter Zusammenhang zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal durch die Werbung, Steyrer, Hanna-Therese (2013)

sondern auch ein direkterer Zusammenhang, indem Hegemonie durch Körpergröße ausgedrückt wird. Abschließend ist noch darauf hinzuweisen, dass Goffmans Studie bereits betagter Natur ist, da sie vor zirka 30 Jahren durchgeführt wurde. Meuser (2010, S. 75) nimmt jedoch an, dass die „Dominanzordnung“ in der Werbung heute noch stärker ist.

4.2.6.2.2 Die Film- bzw. Spielzeugindustrie

Die Massenmedien umfassen auch die *Film- und Kinoindustrie*. Die Geburtsstunde der aktuellen Film- und Kinoindustrie fußt in den 1950er und 1960er Jahre, in denen die Nachfrage nach „Radio- und Fernsehgeräte[n]“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 108) stieg und amerikanische Idole erstmals die europäischen Wohnzimmer erreichten. Heute sind die US-amerikanischen Helden „Hollywoods“ wie „Arnold Schwarzenegger, [oder] Sylvester Stallone“ (Pope et al., 2001, S. 26 f.) selbstverständlicher Bestandteil der europäischen Unterhaltungsszene.

Den Idolen der Film- und Kinoindustrie muss Aufmerksamkeit geschenkt werden, denn sie stehen für eine offensichtliche Verknüpfung zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal. Der Grund dafür ist ihr Konzept des „supermale“ (Baghurst et al., 2006, S. 88) bzw. des „action heroe[...]“ (Pope et al., 2001, S. 26). Dieses Konzept umfasst die Verbindung des heroischen Charmes bzw. des Übernatürlichen mit einer körperlich „männliche[n] Vollkommenheit“ (ebda, S. 17). Neutzling und Schnack (1996) halten als Beispiel für den heroischen Charme die Aufgabe einer Actionfigur fest, die lautet, den Weltraum gegen finstere Gestalten zu verteidigen.

Bedeutsam ist, dass sich die Vorstellung der „männliche[n] Vollkommenheit“ (Pope, et al., 2001, S. 17) in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt hat. Die ehemaligen Heldenkörper von „John Wayne, Clark Gable, Gregory Peck“ (ebda, S. 562) sind im Gegensatz zu den Körpern der „muskulösen Helden“ (ebda, S. 55), die erstmals ab den 1980er Jahren auf den Bildschirmen auftauchten, geradezu schwächlich (Pope et al., 2001). Dabei ist zu bemerken, dass eine Vielzahl an Körpern, welche die Film- und Kinoindustrie präsentiert, durch digitale Modifikation stark verändert ist, d. h. sie entsprechen oft nicht der Realität bzw. dem real Erreichbaren (Bordo, 1999).

Demzufolge stehen „Jugendliche und Männer“ unter einem „Dauerbeschuß [sic] [...] an Supermanbilder(n) durch Medien“ (Pope et al., 2001, S. 44), die ein unerreichbares Ideal abbilden. Erschwerend kommt hinzu, dass die unrealistischen Körperbilder tendenziell als wirklichkeitsnah empfunden werden. Dies kann angenommen werden, stützt man sich auf Steyrer, Hanna-Therese (2013)

Goffmans (2001, S. 43) These des „kommerziellen Realismus“, wonach photographische Abbildungen oder filmische Szenen als wirklich empfunden werden.

Noch auffälliger ist die *Verknüpfung zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal in der Spielzeugindustrie*, welche unter anderem auch die Helden der Filmindustrie abbildet (Pope et al., 2001). Die bislang wohl umfassendste Studie, die über eine Actionspielzeugfigur durchgeführt wurde, stammt von Pope, Phillips und Olivardia (2001). Sie konzentrierte sich auf „G. I. Joe“, das „zweifello[s] [...] berühmteste amerikanische Actionspielzeug“ (ebda, S. 63). Die Studie konnte folgendes Ergebnis präsentieren: Werden die Maße der Originalfigur aus dem Jahr 1964 namens „G. I. Joe Land Adventurer“ in Menschenmaße umgerechnet, ergibt sich ein „1,80 Meter große[r] Mann“, mit einer „80-Zentimeter-Taille“, einem „Brustumfang von 110 Zentimetern und einem Bizeps von dreißig Zentimetern“ (ebda, S. 64). Diese Statur entspricht der Statur eines „durchschnittlichen Mannes in guter körperlicher Verfassung“ (ebda, S. 64). Der „Nachfolger von 1992“ ist jedoch „deutlich muskulöser“ (ebda, S. 65). Die Figur „G. I. Joe Extreme“ aus der „Mitte der neunziger Jahre“ (ebda, S. 65) schließlich stellt seine Vorgänger gänzlich in den Schatten. So hätte, in Menschenmaße umgerechnet, die Figur einen Brustkorb mit einem „Umfang von 140 Zentimetern“ und einen „Bizeps von 86 Zentimetern“ (ebda, S. 65). Dies bedeutet, dass sein Bizeps beinahe so groß wäre „wie seine Taille“ sowie „größer als derjenige der meisten professionellen Bodybuilder“ (ebda, S. 65). Die Figur hätte weiters erstmals einen deutlich erkennbaren „Waschbrettbauch“ (ebd., S. 65). „Sogar seine Serratus-anterior-Muskeln sind sichtbar – die kammerartigen Muskeln, die am Brustkorb entlanglaufen“ (ebd., 2001, S. 65). Zudem notierte die Studie von Pope et al. die Maße jener „Actionfiguren“ (ebda, S. 66), die in den letzten Jahren die besten Verkaufserfolge erzielten. Dazu zählen die Figuren „Iron Man, Batman und der Wolverine“ (ebda, S. 66) sowie Figuren aus „Star Wars“ (ebda, S. 66). Allesamt würden sie „einen Körperbau“ aufweisen, „der an steroidkonsumierende Bodybuilder erinnert“ (ebda, S. 66). Die Maße der letztgenannten Figur lägen sogar außerhalb des möglichen muskelaufbaubaren Bereiches durch „chemische Hilfsmittel[...]“ (ebda, S. 67), denn wäre „Wolverine“ ein „1,80 Meter groß[er] Mensch“, „hätte [er] einen Bizeps von sage und schreibe 80 Zentimetern – nur 2,5 Zentimeter weniger als sein Taillenumfang“ (ebda, S. 67). Baghurst et al. (2006) stellen eine weitere Studie vor, die dieses steigende Muster in Bezug auf die Muskelmasse bei der bekannten Spielzeugfigur „Ken“ (Brownell & Napolitano, 1995; zit n. Baghurst et al., 2006, S. 88) aufzeigt. Die Studie stammt von Brownell und Napolitano (1995) und konnte nachweisen, dass die untersuchte Spielzeugfigur ein Körperideal abbildete, das höchst unrealistisch ist. So hatte „Ken“ (Brownell & Napolitano, 1995; zit n. Baghurst et al., 2006, S. 88) einen um fast 30

Prozent größeren Brustumfang als die für den Vergleich herangezogenen menschlichen Probanden.

Die Effekte der unrealistischen Körperbilddarstellungen durch Spielzeuge wurden bislang kaum zufriedenstellend erforscht (Norton et al., 1996; zit. n. Baghurst et al., 2006). Fest steht jedoch, dass Spielzeuge eine der „frühesten Botschaften über das Körperbild, die Kinder erhalten“ (Pope et al., 2001, S. 62), darstellen. Sie spiegeln Werte einer Gesellschaft in Form von Aufmachung, Gestalt und Eigenschaften wider (Wilkinson, 1987; zit. n. Baghurst et al., 2006). Damit ist wahrscheinlich, dass diese und ähnliche Figuren bereits vorpubertäre Kinder prägen, indem die Figuren dazu einladen, die präsentierte Körperlichkeit mit Gesundheit, Erwünschtheit und Attraktivität zu verbinden (Norton et al., 1996; zit. n. Baghurst et al., 2006).

Insgesamt erweist sich damit die Spielzeug- und Filmindustrie als offenkundige Vermittlerin zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal, denn sie verknüpft den Zauber des Übernatürlichen und der Heldenhaftigkeit – und damit der Übermacht – unverblümt mit den aktuellen Gesetzmäßigkeiten der männlichen Schönheit. Dabei sind die Gesetzmäßigkeiten meist so überzeichnet, dass sich höchst unrealistische Körperbilder ergeben. Bezüglich der Film- und Fernsehindustrie kann gesagt werden, dass diese Bilder tendenziell als wirklichkeitsnah empfunden werden.

4.2.6.2.3 Der Sport in den Medien

Die Massenmedien und den Sport verbindet eine symbiotische Beziehung, da beide für einander wirtschaftliche Benefits bedeuten (Jhally, 1989; McChesney, 1989; zit. n. Dworkin & Wachs, 2000). Der Sport ist demnach ein wichtiger Teilbereich der Massenmedien (Dworkin & Wachs, 2000). Angelehnt an die im Abschnitt 4.2.6.1.1 aufgezeigten Erkenntnisse ist deshalb anzunehmen, dass auch Sportübertragungen eine *Vermittlerposition* zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal einnehmen. Tatsächlich ist dies der Fall. Trujillo (2001) legt eine Analyse der Footballübertragungen auf ABC's Montag Nacht der Jahre 1993 bis 1994 vor. Das Ziel der Untersuchung war es herauszufinden, ob und inwiefern Darstellungen des männlichen Körpers während dieser Übertragungen die Geschlechterordnung reproduzieren. Besonderes Augenmerk wurde hierbei auf den Diskurs der Sportkommentatoren sowie auf die Produktionstechniken der Übertragung gelegt. Es kam dabei zusammenfassend folgendes heraus: „American football reproduces hegemonic masculinity by demonstrating that the male body is most powerful when it is used for work and violence, and when it performs in a homosocial (but

heterosexual) environment“ (Trujillo, 2001, S. 234). Dworkin & Wachs (2000) beziehen sich auf zahlreiche weitere beispielhafte Studien und Arbeiten von Duncan und Hasbrook (1988), Kane (1995), Kane und Snyder (1989) sowie Messner et al. (1996), Nelson (1994), Theberge (1987) und Whitson (1990), die zeigen, dass die Massenmedien den sporttreibenden Mann als übermächtig gegenüber der sporttreibenden Frau präsentieren.

Gleichzeitig muss von einer „Erotifizierung des Sports“ (Florschütz, 2005, S. 201) durch die Medien gesprochen werden, eine regelrecht neue Form der „Selbstinszenierung“ (Florschütz, 2005, S. 202). Diese Inszenierung wird sogar durch einen eigenen Begriff, den Begriff „Spotik“, der sich aus den Begriffen „Sport plus Erotik“ (ebda, S. 202) zusammensetzt, gesondert hervorgehoben. So werden viele Sportler zu „Sportstars“ (Florschütz, 2005, S. 202), die ihre Körperlichkeit im besten Licht präsentieren: im Sinne all ihrer „Kraft, Ausdauer und [ihres] Durchsetzungswillen[s]“ (ebda, S. 204). Sie werden dadurch zu nationalen bzw. internationalen Helden und zu Vorbildern für Jung und Alt (Dworkin & Wachs, 2000). Es kann davon ausgegangen werden, dass die „Spotik“ (Florschütz, 2005, S. 202) insbesondere den von Dutton (1995, S. 16, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79) erwähnten und zuvor in dieser Untersuchung bereits behandelten Dualismus unterstützt, also die Tatsache, dass ein muskulöser Körper gleichzeitig ein Symbol der Stärke, aber auch der Erotik ist (Dutton, 1995, S. 16, zit. n. Jefferson, 1998).

Auf Basis der bisherigen Erkenntnisse kann behauptet werden, dass eine Inszenierung der sportlichen männlichen Körperlichkeit eine abermalige Verknüpfung zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal bedeutet. „Spotik“ (Florschütz, 2005, S. 201) spielt dabei eine zentrale Rolle, da sie den (hyper-)mesomorphen Körper heroisiert.

4.2.7 Die konstruktive Interferenz der Schönheitsdimensionen

In den vorigen Abschnitten stand die Hegemonie im Mittelpunkt des Interesses, die als zentraler Aspekt im ‚Ursachencocktail‘ des männlichen Schönheitsideals zu verstehen ist. In diesem Abschnitt soll jedoch von der Hegemonie abgesehen werden, nun rückt der Einfluss der Schönheitspraktiken der Frau auf das Schönheitsideal des Mannes in den Blickpunkt. In Abschnitt 2.3.2 wurde aufbereitet, dass sich Schönheit in die Reihe jener Dimensionen eingliedert, die den Partnermarktwert einer Person bestimmen. Das Streben nach einer bestmöglichen Partnerin bzw. eines bestmöglichen Partners setzt *die Optimierung der eigenen Dimensionen* voraus. Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob

in dem Partnerwahlprozess beide Geschlechter dieser Optimierung zu gleichen Teilen nachkommen.

Eine mögliche Antwort darauf bietet die „Theorie der elterlichen Investition“ (Dobler et al., 2002, S. 298; Borodajkewycz et al. 2002, S. 281), die der Evolutionstheorie entstammt. Sie nimmt an, dass Frauen durch das Gebären von Nachwuchs und dessen Aufzucht vergleichsweise mehr in Anspruch genommen werden als Männer (Dobler et al., 2002). Infolgedessen gelten „weibliche Individuen bei allen Säugern in ihrer Partnerwahl [als] selektiver und diskriminierender als männliche“ (Hejj, 1996, S. 134). Die Aufgabe des Mannes ist es folglich, um die Frauen zu buhlen und seine Dimensionen zu optimieren, während die Frau als passive Betrachterin des Mannes eine Entscheidung trifft (Dobler et al., 2002). Eine Studie von Murray, Touyz und Beaumont aus dem Jahre 1995 (zit. n. Pope et al., 2001) konnte tatsächlich zeigen, dass Männer einen höheren Willen haben für Frauen attraktiv zu sein als umgekehrt.

Das „*Arousal Based Model von Katz*“ hingegen geht davon aus, dass sowohl Männer um Frauen als auch Frauen um „attraktive Männer mit ausreichenden Ressourcen“ (Borodajkewycz et al., 2002, S. 286) konkurrieren. Anders formuliert betont die Theorie das Muss beider Geschlechter, ihre jeweiligen Dimensionen gleichermaßen zu optimieren. Diese Vorstellung scheint plausibler als die Annahme der „elterlichen Investition“ (Dobler et al., 2002, S. 298; Borodajkewycz et al. 2002, S. 281), da bekanntlich auf Frauen ein großer Druck lastet, ihre Dimensionen bestmöglich zu gestalten. Zudem ist daran zu erinnern, dass aus historischer Perspektive die Frau das schöne Geschlecht ist (Mishkind et al., 1986). Ein Beispiel aus der Geschichte der Werbung, genauer aus den Anfängen der „recorded history“ (Kotler & Armstrong, 2010, S. 454), mag dies belegen. Kotler und Armstrong (2010, S. 454) notieren eine der ersten dokumentierten und an Frauen adressierten Reklamen. Diese stammt aus dem antiken Griechenland und lautet wie folgt: „For eyes that are shining, for cheeks like the dawn / For beauty that lasts after girlhood is gone / For prices in reason, the woman who knows / Will buy her cosmetics from Aesclyptos“ (Kotler & Armstrong, 2010, S. 454). Diese Reklame zeigt, dass das weibliche Bestreben nach Schönheit bereits im alten Griechenland einen Markt schuf. Dies änderte sich bis heute nicht. Die vorliegende Arbeit nimmt daher die Theorie von Katz als die zutreffendere an und geht damit von der Notwendigkeit beider Geschlechter aus, die eigenen Dimensionen zu optimieren.

Die Etablierung der „plastische[n] Chirurgie“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 111) in Europa bedeutet, dass der Optimierung der Schönheit heute kaum Grenzen gesetzt sind (Borodajkewycz et al., 2002). Abweichungen von der Schönheitsnorm wie Alterserscheinungen können nicht nur verborgen, sondern zur Gänze beseitigt werden

(Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002). Nun stehen chirurgische Schönheitseingriffe heute für die Frau bereits auf der Tagesordnung. Brown (2007) nennt einige Daten, die dies bezeugen: „The number of cosmetic procedures for women has increased forty-nine percent since 2003“ (S. 96). Weiters schreibt sie, dass jährlich um die 13 Billionen Dollar in den USA in Schönheitsoperationen fließen (Brown, 2007). Bordo (2003) berichtet ebenfalls von einem starken Anstieg derartiger Eingriffe. Während in den späten 1990er Jahren noch knappe 700 000 Eingriffe gezählt wurden, konnten um die Jahrtausendwende bereits achteinhalb Millionen Eingriffe festgehalten werden. Connell (2006, S. 70) hält zu den Schönheitsoperationen fest:

[W]enn es die soziale Disziplin nicht schafft, angemessen geschlechtstypische Körper entstehen zu lassen, die Chirurgie vermag es allemal. Die plastische Chirurgie bietet dem Wohlhabenden eine außerordentliche Fülle von Möglichkeiten, einen sozial erwünschten Körper zu formen, vom bewährten „Facelifting“ und Brustimplantaten bis hin zu neueren Methoden der chirurgischen Gewichtsreduzierung, Größenveränderungen und so weiter.

Wird dem „*Arousal Based Model von Katz*“ (Borodajkewycz et al., 2002, S. 286) Glauben geschenkt, so kann folgende Behauptung aufgestellt werden: Die Schönheitspraktiken der Frau haben unmittelbare Auswirkungen auf den Mann. *Durch die zahlreichen Schönheitspraktiken der Frau, insbesondere durch die heute geradezu alltägliche Praxis der chirurgischen Eingriffe, kommt es unweigerlich zu einer Steigerung des zu erreichenden Schönheitsoptimums.* Bordo (2003, S. xvii) hält ähnlich fest: „[N]owadays, those who can afford to do so have traded the messiness and fragility of life, the vulnerability of intimacy [...] for fantasies of limitless achievement [...]. The Greeks called it hubris. We call it our „right“ to be all that we can be“. Von dieser <<Hubris>> der Frau ausgehend ist anzunehmen, dass ihre Erwartungshaltungen hinsichtlich der Schönheit ihres verdienten Partners entsprechend steigen.

Alles in allem kann daher folgende Hypothese aufgestellt werden: *Die Schönheitspraktiken von Frauen treiben das Schönheitsoptimum von Frauen in die Höhe, weshalb auch das zu erreichende männliche Schönheitsoptimum steigt.* So gesehen kommt es zu einer Art „konstruktiven Interferenz“ (Engel & Reid, 2006, S. 353) der Schönheitsdimensionen, bei der sich die Schönheitsmaxima der Geschlechter gegenseitig in die Höhe treiben. Die „konstruktive Interferenz“ (ebda, S. 353) stammt eigentlich aus der Physik. Die folgende Definition soll Klarheit schaffen:

Bei Vorhandensein von zwei oder mehreren Wellen am gleichen Ort addieren sich ihre zeitabhängigen Amplituden. Man sagt, die Wellen interferieren miteinander. Wenn die Amplituden der Wellen entweder beide positiv oder negativ sind, führt die Interferenz der beiden Wellen zu einer Verstärkung an diesem Ort (*konstruktive* Interferenz). Genauso kann sie zu einer Auslöschung der Wellenamplitude an einem Ort führen (*destruktive* Interferenz). (Engel & Reid, 2006, S. 353)

Mit einer ähnlichen Dynamik schreibt sich die Interferenz in das männliche Ideal ein, weshalb es nach einer durchgängigen Verkörperung der Übermacht bis hin zu einem hypermesomorphen Körpertyp verlangt. Insofern ist ein weiterer Grund für das gegenwärtige männliche Schönheitsideal gegeben.

Ziel des vorliegenden Kapitels war, die wesentlichen *soziokulturelle Ursachen für das männliche Schönheitsideal* (Körpergröße und Körpertyp) aufzuzeigen. Dabei wurde versucht, zufriedenstellende Antworten darauf zu finden, warum das männliche Schönheitsideal (abgesehen vom Idealgesicht) durch und durch übermächtige Attribute umfasst. Ferner sollte ausgearbeitet werden, warum in Hinblick auf den Körpertyp eine überbetont dominante Ausprägung verlangt wird. Grundsätzlich also stellte sich die Frage: Warum ist das Schönheitsideal, was es ist? Es können die folgenden Erkenntnisse summierend festgehalten werden:

1. Der Kern der soziokulturellen Begründung für die besagten Ideale umfasste die Verbindung zwischen der Männlichkeit und dem Schönheitsideal. Erst wurde der Verlust der sozialen Ordnung bzw. der Verlust der „habituellen Sicherheit“ (Meuser, 2010, S. 133) des Mannes ausführlich dargelegt, wodurch die Notwendigkeit des Mannes der Gegenwart aufgezeigt werden konnte, auf die Hegemonie als Ideal und Orientierungsmöglichkeit zurückzugreifen. Nachdem das Schönheitsideal als Spiegel der Hegemonie verstanden wurde, konnte herausgearbeitet werden, dass das Schönheitsideal für eine gewissenhafte, im Falle des hypermesomorphen Ideals sogar hervorragende Ausführung der hegemonialen Teilaufgaben steht und somit die Unsicherheit des Mannes bezüglich seiner Männlichkeit ausdrückt. Somit wurde angenommen, dass die Hegemonie der zentrale Grund für das männliche Schönheitsideal ist.
2. Aufbauend darauf wurde konstatiert, dass somit jeder gesellschaftliche Teilbereich, der die Idee der Hegemonie reproduziert, unweigerlich zu einem Grund für das gängige männliche Schönheitsideal wird. Als bedeutsamer Teilbereich in diesem Prozess wurde der Sport angegeben, der sowohl auf der Metaebene als auch auf der Mikroebene die Hegemonie als Ideal bekräftigt. Die Massenmedien entpuppten sich ebenfalls als essentielles Verbindungsglied zwischen der Hegemonie und dem Schönheitsideal. Ihnen kommt eine Vermittlerrolle zu, denn sie verknüpfen Hegemonie und Ideal sowohl subtil als auch ganz konkret und unverblümt. So handeln sie einerseits mit hegemonialen Stereotypen auf versteckte Weise, welche die Botschaft vermitteln, dass die Verkörperung des Schönheitsideals eine Selbstverständlichkeit des Mannseins darstellt. Auf konkrete Weise generieren sie männliches Verlangen nach einer überbetont muskulösen Figur, indem sie oftmals gänzlich unrealistische Körperbilder darstellen. Schließlich konnte durch das Beispiel der „Spotik“ (Floschütz, 2005, S. 201) darauf hingewiesen werden, dass die Massenmedien auch den Dualismus des (hyper-)mesomorphen Körpers bedingen, indem sie sportliche Körper gekonnt auf erotische Art und Weise in Szene setzen.

3. Zu guter Letzt wurde auf einen weiteren Grund für das Schönheitsideal Bezug genommen, der sich auf den Partnerwahlprozess bezieht. Es wird angenommen, dass die Steigerung des zu erreichenden Optimums der weiblichen Schönheitsdimension zu einer Steigerung des männlichen Schönheitsoptimums geführt hat. Somit ist die Überzeichnung des männlichen Schönheitsideals in Form von durch und durch übermächtigen Attributen bzw. ganz besonders in Form der hypermesomorphen Statur ein weiteres Mal erklärt.

Generell wurde hiermit verdeutlicht, dass die Gesetzmäßigkeiten des Schönheitsideals in erster Linie ein Produkt des heutigen Männlichkeitsideals sind. Somit wird es auch von allen gesellschaftlichen Bereichen mitgestaltet, die die Hegemonie reproduzieren. Zudem bedingen auch die Schönheitspraktiken der Frau das männliche Schönheitsideal und machen es zu dem, was es ist: eine durchgängige "personification of power" (Dutton, 1995, S. 357, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79).

5 Social Esteem und Selbstkonzept

Das vorige Kapitel stand ganz im Zeichen der Soziokultur und legte seinen Fokus demnach auf die allgemeine Ebene der Gesellschaft. Für diese Untersuchung ist jedoch letztlich der Junge bzw. Mann als Individuum der Gesellschaft relevant. Schließlich muss, um die *Bedeutung des männlichen Schönheitsideals im/für den Sportunterricht* zu verstehen, Aufschluss darüber gegeben werden, inwiefern das Schönheitsideal den Jungen bzw. Mann persönlich tangiert.

5.1 Das Schönheitsideal als Vergleichsgrundlage

In Kapitel 2 wurde erklärt, dass die heutige Schnellebigkeit und der Stimuliüberfluss der westlichen Gesellschaft eine rasche, oberflächliche Bewertung des Menschen basierend auf dem Schönheitsideal schlichtweg unabdingbar macht. Die in Kapitel 3 schließlich behandelten *Gesetzmäßigkeiten des Ideals* sind daher als *gesellschaftliche Richtmaße* zu verstehen (Brown, 2007), als „Normen und Bewertungsstandards“ (Festinger, 1954; zit. n. Hanko, 2002, S. 148). In dieser Diplomarbeit wurde bislang der so genannte *social esteem* als Produkt dieser gesellschaftlichen Bewertungsprozesse angegeben. Tatsächlich aber ist der Vergleichsprozess weitreichender. Er betrifft nicht nur eine gesellschaftliche Ebene, sondern ganz besonders auch die Ebene des Einzelnen einer Gesellschaft. Insofern ist das Schönheitsideal die Grundlage für zwei Arten von Vergleichen:

1. *das Ideal als Richtmaß für den Vergleich zwischen Personen einer Gesellschaft* (Woolfolk & Schönpflug, 2008); man spricht generell von „extern[en]“ (ebda, 2008, S. 130) Vergleichen bzw. von „[s]oziale[n] Vergleichsprozesse[n]“ (Festinger, 1954; zit. n. Hanko, 2002, S. 148).
2. *das Ideal als Richtmaß für den subjektiven Vergleich*; man spricht von „intern[en]“ Vergleichen (Woolfolk & Schönpflug, 2008, S. 130).

Jene beiden Vergleichsarten und ihr Einfluss auf die Ebene des Einzelnen einer Gesellschaft sollen nun genauer behandelt werden.

5.1.1 Das Ideal als externe Vergleichsgrundlage

Der *Vergleich zwischen Menschen einer Gesellschaft* basierend auf dem Schönheitsideal wurde bereits in Kapitel 2 angesprochen. An dieser Stelle der Arbeit erhalten diese Vergleiche erstmals einen Namen: „extern[e]“ (Woolfolk & Schönplug, 2008, S. 130) Vergleiche bzw. „[s]oziale Vergleichsprozesse“ (Festinger, 1954; zit. n. Hanko, 2002, S. 148). Bei diesen stehen laut Fisher, Dumm und Thompson (2002; zit. n. McCreary & Saucier, 2009) generell *drei Eckpunkte* im Mittelpunkt. Die Vergleiche können

1. gewichtsorientiert,
2. muskelorientiert und/oder
3. genereller Natur sein.

Letzterer Vergleich liegt vor, wenn er sich weder auf das Gewicht einer Person noch auf deren Muskeln bezieht (Dumm & Thompson, 2002; zit. n. McCreary & Saucier, 2009). Anders als die Frau betreffen den Mann die ersten beiden genannten Vergleichsbezüge gleichzeitig, da die geforderte, überbetonte Muskulatur des männlichen Ideals ja mit einem Minimum an Körperfett einhergehen muss (McCreary & Saucier, 2009).

Kapitel 2 arbeitete auch heraus, dass der körperorientierte Vergleich den *social esteem* einer Person mitbestimmt. Wie oben bereits angedeutet, hat der Vergleich jedoch noch einen weitreichenderen Einfluss, denn Cable und Judge (2004, S. 437) bemerken: „We live in a society where physical appearance matters, not only because it affects how others respond to us but it also affects how we view ourselves“. Dieses Zitat verknüpft den *social esteem* unweigerlich mit dem „self-esteem“ (Judge & Cable, 2004, S. 430) bzw. „Selbstwert“ (Woolfolk & Schönplug, 2008, S. 130) einer Person. Eine Studie von Snyder et al. (1977) demonstriert diese Verknüpfung. Die Studie wurde an Studentinnen und Studenten der University of Minnesota durchgeführt und arbeitete folgendes Muster heraus: Wenn eine Person A eine Person B einschätzt, beeinflussen die Schönheitsstereotype nicht nur die *Einschätzung der Person A* selbst, sondern auch die *Verhaltensweisen von Person A*. Durch die *Beeinflussung der Verhaltensweisen von Person A* verändert sich in der *Interaktion mit Person B* unweigerlich auch das *Verhalten von Person B*. Person B nämlich nimmt Verhaltenszüge an, die den Schönheitsstereotypen entsprechen, welche die Interaktion ja bereits beeinflussen. Sukzessive bildet sich so eine *stereotypentsprechende Eigenwahrnehmung von Person B* aus (Snyder et al., 1977). Snyder et al. (1977, S. 663) sprechen deshalb von einer Reproduktion der Schönheitsstereotype durch soziale Interaktionen im Zuge einer „self-fulfilling prophesy“.

Der durch die Studie beschriebene, vereinfachte Prozess kann natürlich nur pauschal betrachtet werden und gestaltet sich in der Praxis komplexer. Diese Vereinfachung soll jedoch nur die enge Verbindung zwischen dem *social esteem* einer Person und ihrem Selbstwert demonstrieren. Gesondert hervorgehoben sei an dieser Stelle die bereits tiefer gehend diskutierte *Verknüpfung zwischen der Männlichkeit und dem männlichen Körper*. Basierend auf dem „extern[en]“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130) Vergleich kann deshalb gesagt werden: Die gesellschaftliche Empfindung, wie schön ein Mann ist, steht mit der gesellschaftlichen Einschätzung seiner Männlichkeit in Verbindung. Dies macht die Bedeutung eines attraktiven Äußeren für den Selbstwert eines Mannes noch größer.

Zusammenfassend zeichnete sich bislang ab, dass das *Schönheitsideal eine Grundlage für zwischenmenschliche Vergleiche* bildet, die den *social esteem* einer Person bedingen. Durch *soziale Interaktionen* schließlich erlebt sich die Person stereotypentsprechend selbst, wodurch der *social esteem* und der *Selbstwert* einander annähern. Überspitzt könnte gesagt werden: das damalige „*cogito ergo sum*“ (Bordo, 1999, S. 53) muss einem heutigen „*Ich erscheine, also bin ich*“ (Wogalter & Hosie, 1991; Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002) weichen.

5.1.2 Das Ideal als interne Vergleichsgrundlage

Das Ideal schafft auch die Möglichkeit, sich „intern“ zu vergleichen (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130). Der „intern[e]“ Vergleich meint eigentlich den „Vergleich [einer Person] mit [den] eigenen Standards“ (ebda, S. 130). Da das Ideal jedoch Standard der westlichen Gesellschaft im Allgemeinen ist, darf davon ausgegangen werden, dass es grundsätzlich auch Vergleichsgrundlage des Einzelnen ist. Diese besagten individuellen Vergleiche mit dem Ideal formen so genannte „Selbstkonzept[e]“ (ebda, S. 130) einer Person.

Mit dem Begriff Selbstkonzept werden Einschätzungen und Einstellungen bezüglich ganz unterschiedlicher Aspekte der eigenen Person bezeichnet. Zu diesen Einstellungen und Einschätzungen zählen sowohl globale gefühlsmäßige Bewertungen der eigenen Person (>>Was tauge ich eigentlich?<<) als auch mehr oder weniger rationale Einschätzungen der eigenen Eigenschaften, Fähigkeiten und Kompetenzen (>>Wie schlau/eitel/schnell bin ich?<<). (Wild & Möller, 2009, S. 180)

Jeder Mensch besitzt eines solcher Konzepte über sich selbst, entsprechend seiner jeweiligen Lebensbereiche (Wild & Möller, 2009). So besitzt er ein „Selbstkonzept des Aussehens“ wie auch beispielsweise ein „schulbezogenes Selbstkonzept“ (ebda, S. 181). Man spricht deshalb von so genannten „domain-specific concept[s]“ oder „bereichsspezifischen Selbstkonzept[en]“ (ebda, S. 180). Zusammengefasst bestimmen die Konzepte einer Person schließlich die „[g]lobale [Selbst-]Bewertung“, auch „Selbstwertgefühl“, „self-esteem“ bzw. „self-worth“ (ebda, S. 181) genannt. Aus diesem Grund kann postuliert werden: Die Konzepte sind für die „soziale und emotionale Entwicklung“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 109) grundlegend. Unweigerlich erhält so das eigene „Körperbild“ (Daszkowski, 2003, S. 11) bzw. das „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) so eine *selbstwertbestimmende, persönlichkeitsbildende Eigenschaft* (Daszkowski, 2003).

Betont sei an dieser Stelle abermals der stereotypgestützte *Konnex zwischen dem Erscheinungsbild des Jungen bzw. Mannes und seiner Männlichkeit*, der bereits verdeutlicht wurde. Der Junge bzw. Mann möchte und muss seine Männlichkeit nach außen hin unwidersprüchlich verkörpern. Wird dies bedacht, bildet sich eine Brücke zwischen dem „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) und einem weiteren, wichtigen „bereichsspezifischen Selbstkonzept“ (ebda, S. 180) für den Selbstwert, nämlich dem Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13). „Der Begriff Geschlechtsidentität bezieht sich auf das subjektive Geschlechtererleben einer Person. Darunter wird das subjektive Gefühl eines Menschen verstanden, sich männlich, weiblich oder auch anders (z. B. dazwischen) zu fühlen“ (Richter-Appelt, 2004; zit. n. Schweizer, 2010, S. 13). Demnach besteht eine Verbindung zwischen den beiden selbstbewertenden Fragen ‚Wie schön bin ich?‘ und ‚Wie männlich bin ich?‘. Diese Verbindung legt Gewicht auf die Bedeutung des Aussehens für den Selbstwert eines Jungen bzw. Mannes.

Generell also gesellt sich zu dem zuvor beschriebenen *zwischenmenschlichen körperorientierten Vergleich* ein *subjektiver, körperorientierter Vergleich* hinzu. Die allgemeine Bezugsgrundlage ist in beiden Fällen das gesellschaftlich festgelegte Schönheitsideal. Der zwischenmenschliche Vergleich resultiert in einen *social esteem*, während der subjektive Vergleich ein „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) bedingt. Das „Selbstkonzept des Aussehens“ (ebda, S. 181) ist, dies ist zu betonen, eng mit dem Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13) verknüpft. Die beiden genannten Vergleichsergebnisse laufen schließlich auf einen gewissen Selbstwert einer Person hinaus.

5.2 Social Esteem und Selbstkonzept als Dynamik

Die genannten Vergleiche wurden in den vorangegangenen Abschnitten getrennt voneinander beschrieben, um Klarheit zu gewährleisten. Die vorliegende Forschungsarbeit stellt jedoch folgende Behauptung auf: Die Vergleiche bilden eine *untrennbare Einheit*. Im Zuge der Erarbeitung der bisherigen Erkenntnisse konnte folgende Abbildung erstellt werden, welche diese Einheit veranschaulichen soll:

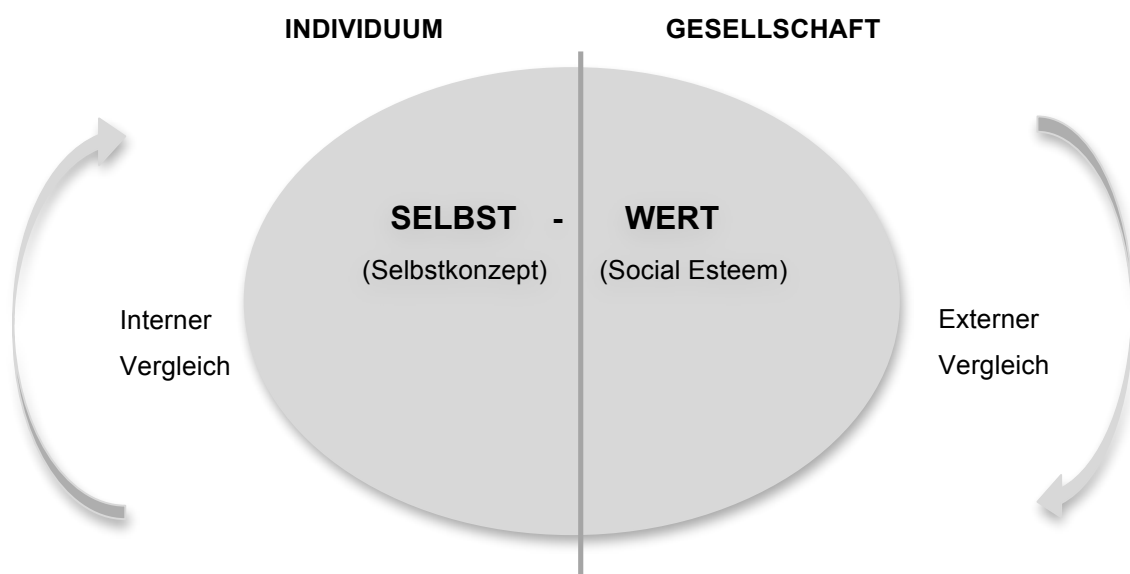


Abbildung 1: Interne und externe Vergleiche als Einheit

Abbildung 1 verdeutlicht, dass der *Selbstwert* das *Produkt beider Vergleiche* ist. Somit steht er im Zentrum und verbindet die beiden Vergleiche miteinander. Der „intern[e]“ (Woolfolk & Schönflug, 2008, S. 130) Vergleich bezieht sich auf die Ebene des Individuums, der „extern[e]“ (ebda, S. 130) Vergleich vollzieht sich auf der Ebene der Gesellschaft. Gemeinsam prägen sie durch das „Selbstkonzept“ (ebda, S. 130) bzw. den *social esteem* schließlich den Selbstwert einer Person. Diese Tatsache drückt sich auch statistisch aus. Judge und Cable (2004) sowie Friedmann et al. (2005; zit. n. Giel et al., 2012) betonen, dass das äußere Erscheinungsbild einer der stärksten Korrelate für den Selbstwert eines Menschen ist.

Der Begriff ‚Selbstwert‘ wurde in dieser Graphik ganz bewusst durch einen Bindestrich getrennt: Das Selbst steht auf der Seite des Individuums, während sich der Wert auf der

Seite der Gesellschaft ansiedelt. Auf diese Weise soll verdeutlicht werden, dass das Individuum ein Selbst hat, während ihm erst im Kontext der Gesellschaft ein Wert zugeschrieben wird. Das Selbst und der Wert sind zwei unterschiedliche Aspekte, die sich jedoch gegenseitig bedingen. Schließlich sind sie Teil des Ganzen, des Selbstwertes. Beispielweise formt sich das „Selbstkonzept (Definition des Selbst) [...] durch beständige Selbstreflexion, soziale Interaktion und Erfahrungen“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130). Also entsteht es auch durch die Interaktion und die Vergleiche innerhalb der Gesellschaft und ist demnach nicht unabhängig von dem *social esteem*. Deshalb wurde die Graphik mit Pfeilen versehen, die eine im Kreis verlaufende Dynamik symbolisieren soll.

Ein Beispiel von Fichter (2009, S. 21) soll die gegenseitige Beeinflussung der beiden Vergleiche bzw. die gegenseitige Beeinflussung des „Selbstkonzept[es]“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130) und des *social esteem* exemplifizieren:

Ein [...] [Junge] mag [...] Selbstwertprobleme haben. Nachdem diese sich über Jahre einmal auf dieses, einmal auf jenes bezogen haben, machen sich [seine] Selbstzweifel und [sein] mangelndes Selbstwertgefühl nun möglicherweise an [seinem] Körper fest. Ausgelöst wird dies oft durch Hänseleien, zum Beispiel von Schulkameraden, wegen einer kompakteren Figur [...]. Ziel des Fastens ist dann meist, über eine schlanke Figur das Selbstwertgefühl zu erhöhen.

Basierend auf den oben eingeführten Begrifflichkeiten und ausgehend von dem „extern[en]“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130) Vergleich kann dieses Beispiel wie folgt umformuliert werden: Auf Basis eines zwischenmenschlichen Vergleiches erhält der Junge einen negativen *social esteem*, da er verglichen mit dem Schönheitsideal zu dick ist. Dieser schafft die Basis für Hänseleien. Nach dem Zitat „[w]e live in a society where physical appearance matters, not only because it affects how others respond to us but it also affects how we view ourselves“ (Cable & Judge, 2004, S. 437) entsteht folglich ein niedriger Selbstwert. Dieser wiederum stellt die Gesamtheit aller Teilkonzepte eines Menschen dar, weshalb die betreffenden Teilkonzepte ebenfalls negativ beeinflusst werden. Anders formuliert fällt der „intern[e]“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130) Vergleich negativ aus, so ist oftmals ein negatives „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) des Jungen die Folge. Der Junge erlebt sich selbst als unattraktiv, zu dick und minderwertig. An dieser Stelle kommt also der „intern[e]“ (Woolfolk & Schönplflug, 2008, S. 130) Vergleich ins Spiel. Es ist anzunehmen, dass das negative „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) des Jungen beeinflusst, wie sich der Junge in der Gesellschaft verhält und wie er mit anderen interagiert, wovon wiederum

sein *social esteem* geprägt wird. Dies mag Hänseleien erst richtiggehend begünstigen. Zudem ist anzunehmen, dass der Junge aufgrund seines niedrigen Selbstwertes in Bezug auf den „extern[en]“ (Woolfolk & Schönplugg, 2008, S. 130) Vergleich besonders verletzlich ist. Die Hänseleien von außen bestätigen ihn in seinem negativen Bild über sich selbst.

Das Beispiel mit dem Jungen hat gezeigt: Weicht der Körper von dem Schönheitsideal ab, kann er ein starker „Vulnerabilitätsfaktor“ (Brunner & Resch, 2008, S. 10) für Jungen und Männer im Hinblick auf ihren Selbstwert darstellen. Denn da sich *social esteem* und „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) gegenseitig bedingen, kann es zu *negativen Dynamiken* kommen. Somit ist es nicht verwunderlich, dass sich etliche Studien finden lassen, die von einer starken Korrelation zwischen Übergewicht und Depressionen sprechen (Friedmann et al., 2005; zit. n. Giel et al., 2012) oder gleichsam über die Verbindung zwischen Schönheit und „geringer Selbstachtung“ (McCaulay, 1986; zit. n. Pope et al., 2001, S. 50) berichten. Es ist jedoch festzuhalten, dass sich die meisten bisherigen Studien bezüglich der Interaktion zwischen dem Körperbild und dem Selbstwert weitgehend auf Frauen konzentrierten, während Männer erst kürzlich in den Blickpunkt des Interesses gerückt sind. Eine tiefgehende Erforschung des Zusammenhangs zwischen der männlichen Äußerlichkeit und dem Selbstwert stehen deshalb noch aus (Daszkowski, 2003). Eine groß angelegte Studie jedoch, die so genannte Dortmunder Schulstudie, untersuchte sowohl Jungen als auch Mädchen bezüglich dieser Thematik. Es wurden 5 849 Jugendliche mit durchschnittlich 13 Jahren in allen Schultypen befragt. Die Studie konnte eine Verbindung zwischen einem „negativen Körperbild und psychosozialen Faktoren (Selbstwert, Akzeptanz durch Gleichaltrige etc.)“ (Brunner & Resch, 2008, S. 10) bei beiden Geschlechtern erkennen.

Basierend auf dem aufgezeigten, kreischausalen Prozess zwischen *social esteem* und „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) kann behauptet werden, dass eine entgegengesetzte, also *positive Dynamik* ebenso möglich ist, bei der sich *social esteem* und „Selbstkonzept“ (ebda, S. 181) gegenseitig stärken.

Die Erkenntnis, die sich aus dem oben genannten kreischausalen Prozess insgesamt ergibt, ist die folgende: Der Körper kann einen starken „Vulnerabilitätsfaktor“ (Brunner & Resch, 2008, S. 10) für Jungen und Männer im Hinblick auf ihren Selbstwert darstellen. Dennoch hat sich implizit ergeben, dass diesem Faktor aufgrund des kreischausalen Prozesses entgegengewirkt werden kann. Dies, indem der kreiskausale Prozess von außen positiv beeinflusst wird. Es ist anzunehmen, dass ein solcher, positiver Einfluss einen *breaking point* im kreischausalen Prozess benötigt. Da es womöglich schwierig ist, auf den *social esteem* einzuwirken (schließlich ist dieser die

positive/negative Einschätzung einer gesamten Gesellschaft bezüglich einer einzelnen Person), muss also der breaking point das „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) sein.

Ziel dieses Kapitels war, die vorliegende Arbeit von einer soziokulturellen auf eine persönliche Ebene zu heben. Dies meint, dass die Einwirkungen des Schönheitsideals auf den Einzelnen betrachtet werden sollten. Die Ausarbeitungen lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Insgesamt ist zu betonen, dass das Schönheitsideal auf den Selbstwert eines Menschen wirkt. Über gesellschaftliche bzw. persönliche Vergleiche hat es Einfluss auf den *social esteem* des Menschen bzw. auf sein „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181). Bezüglich des Mannes ist darüber hinaus festzuhalten: Aufgrund der engen Verknüpfung zwischen dem Schönheitsideal und der Männlichkeit beeinflusst es ebenfalls das Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13) bzw. die gesellschaftliche Einschätzung seiner Männlichkeit.

Generell also wurden die Erkenntnisse von Kapitel 2 dieser Arbeit weiter ausgeführt, denn zu dem darin geschilderten, ohnehin bereits vorhandenen gesellschaftlichen Druck des Mannes, schön zu sein, gesellt sich die Tatsache, dass ein unattraktives Äußeres eine negative Wirkung auf den Selbstwert des Mannes haben kann. Die Dringlichkeit eines attraktiven Äußeren steigt sogar noch, wenn bedacht wird, dass seine Männlichkeit bis zu einem gewissen Grad an dem Äußeren des Mannes hängt.

2. Schließlich konnte gezeigt werden: der *social esteem* und das „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) sind miteinander verwoben und beeinflussen sich gegenseitig; das Produkt dieser gegenseitigen Beeinflussung ist der Selbstwert. Somit ist davon auszugehen, dass positive Einflüsse auf den *social esteem* und/oder das „Selbstkonzept“ (ebda, S. 181) einen *positiven* Einfluss auf den Selbstwert einer Person haben können. Umgekehrt ist, wie in dem Beispiel mit dem übergewichtigen Jungen gezeigt wurde, davon auszugehen, dass negative Einflüsse *negative* Dynamiken bezüglich des Selbstwertes entstehen lassen. Da es jedoch schwer scheint, einen positiven Einfluss auf den *social esteem* auszuüben, muss also am „Selbstkonzept“ (ebda, S. 181) des Mannes angesetzt werden. So kann eine negative Dynamik bezüglich seines Selbstwertes verhindert werden bzw. dieser entgegengewirkt werden. Mit anderen Worten: eine Stärkung des „Selbstkonzept[es]“ (ebda, S. 181) stellt sich als Prä- bzw. Interventionsmethode gegen einen negativen Selbstwert dar.

6 Der Adonis- Komplex im Kontext

Bisher stand die Verbindung zwischen dem Erscheinungsbild und dem Selbstwert im Mittelpunkt des Interesses. Die Konsequenzen aus dieser Verbindung für den Einzelnen sollen nun in den Fokus geraten. Diesbezüglich ist an folgende drei Kernaspekte zu erinnern:

1. Kapitel 3 betonte, dass das männliche Schönheitsideal nahezu unerreichbar ist.
2. Gleichzeitig aber wurde in Kapitel 2 zahlreiche Gründe dafür vorgelegt, warum man(n) schön sein möchte.
3. Schließlich wurde der Konnex zwischen dem „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) und jenem der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13) besprochen. Dieser erklärt abermals das Bedürfnis, schön zu sein.

Grundsätzlich ergibt sich also folgende Kombination: Ein nahezu unerreichbares Ideal paart sich mit dem unbedingten Bedürfnis, es zu verkörpern. Dies ist der optimale Nährboden für *Körperunzufriedenheit*.

6.1 Körperunzufriedenheit bei Männern

Mishkind et al. (1986) halten fest, dass der Mann tendenziell in jenem Maße unzufrieden mit seinem Körper ist, in dem er das Schönheitsideal nicht verkörpern kann. Insofern kann heute wenig überraschend von einer *starken Tendenz* hin zu einer männlichen *Körperunzufriedenheit* gesprochen werden (Mishkind et al., 1986; Pope et al. 2001; Hanco, 2002; Daszkowski, 2003; Baghurst et al., 2006; Meuser, 2010). Zahlreiche quantitative Studien konnten in den letzten Jahren belegen, dass eine bedeutende Anzahl an Männern mit ihren Körpern unzufrieden ist (Grogan & Richards, 2002; Brunner & Resch, 2008).

Berscheid et al. (1973) berichteten beispielsweise im Zuge einer Studie aus dem Jahre 1973, dass 36 Prozent der damals untersuchten Männer mit ihrem Bauch unzufrieden waren, während 35 Prozent ihr Gewicht, 25 Prozent ihre Muskelmasse und 18 Prozent ihren Brustbereich bemängelten; 12 Prozent der Männer gaben an, generell mit ihrem Körper unzufrieden zu sein.

Als Mishkind et al. einige Jahre später, nämlich 1986, männlichen Studenten eine Reihe von Körperbildern vorlegten, die von dünn bis beleibt reichten, berichteten 75 Prozent,

dass ihr Ideal anders aussehe als ihr eigener Körper. Während die eine Hälfte der Männer sich mehr Muskelmasse wünschte, kritisierte die andere Hälfte der Männer ihr zu hohes Körpergewicht (Miskind et al., 1986).

Ähnliches zeigt eine im Jahre 1997 in *Psychology Today* veröffentlichte Studie von Garner (zit. n. Pope et al., 2001), die an rund 550 Männern abgewickelt wurde: Beinahe die Hälfte aller untersuchten Männer waren mit dem eigenen Körper unzufrieden. Dabei bemängelte mehr als die Hälfte dieser unzufriedenen Männer ihren Bauch sowie nahezu ebenso viele ihr Körpergewicht. Weiters gab eine Vielzahl der Männer an, dass sie mit ihrer Muskelmasse unzufrieden sind (Garner, 1997; zit. n. Pope et al., 2001).

Miskind et al. (1986; zit. n. Pope et al., 2001) konnten feststellen, mit welchen Körperaspekten Männer generell am unzufriedensten sind. Hierbei zeichnete sich vor allem eine Unzufriedenheit mit den Aspekten „Brust, Gewicht und Taille“ (Pope et al., 2001, S. 49) ab.

Eine österreichische Studie der Sozial- und Organisationsforschung der GfK Austria aus dem Jahre 2011, die 500 Männer und Frauen telefonisch befragte, arbeitet sogar heraus, dass sich Männer weniger oft als schön empfinden als Frauen. So gaben 84 Prozent der Frauen an, dass sie sich selbst als attraktiv einstufen, während das nur 75 Prozent aller Männer tun würden. Auch zeichnete sich im Zuge der Studie ab, dass Männer häufiger als Frauen vermuten, dass sie von anderen Personen als unattraktiv eingestuft werden würden (http://www.gfk.at/public_relations/pressreleases/articles/007968/index.de.html, 12.7.2012). Diese Ergebnisse deuten zwar nicht unmittelbar auf die Unzufriedenheit des österreichischen Mannes mit seinem Äußeren hin, basierend auf den bisherigen Erkenntnissen kann aber angenommen werden, dass jene Männer, die sich nicht attraktiv fühlen, mit ihrem Körper unzufrieden sind.

Insgesamt sprechen manche Studien, wie jene von Miskind et al. (1986) oder Garner (1997; zit. n. Pope et al., 2001) sogar von schockierend hohen Zahlen bezüglich der männlichen Unzufriedenheit. Generell aber soll an dieser Stelle zumindest eines verdeutlicht werden: *Der Nährboden für Körperunzufriedenheit ist zweifellos gegeben*, weshalb in jedem Fall von einer *starken Tendenz hin zu einer männlichen Körperunzufriedenheit* gesprochen werden darf, wie es Miskind et al. (1986), Pope et al. (2001), Hanko (2002), Daszkowski (2003), Baghurst et al. (2006) und Meuser (2010) verlauten lassen. Die Unzulänglichkeitsgefühle der Männer scheinen dabei besonders häufig das *Körpergewicht* und die *Muskelmasse* zu betreffen. Damit betrifft die Unzufriedenheit besonders häufig jene zwei Körperaspekte, die zuvor als Eckpunkte im „extern[en]“ (Woolfolk & Schönplugg, 2008, S. 130) Vergleich bezeichnet wurden.

Bezüglich der Körperteile ist besonders auffällig, dass der Mann oftmals mit dem *Brust- und Bauchbereich* unzufrieden ist. Ersteres ist besonders verständlich, schließlich konnte in Abschnitt 3.2.4 erarbeitet werden, dass die „charakteristische V-Form“ (Dobler et al., 2002, S. 302; Pope et al., 2001) des Oberkörpers, also unter anderem eine entsprechende Ausprägung der Brustmuskulatur, für die (hyper-)mesomorphe Silhouette besonders bedeutsam ist.

6.2 Körperunzufriedenheit bei Jungen

Baghurst et al. (2006) sprechen davon, dass die gesellschaftliche Forderung nach einem (hyper-)mesomorphen Körper bei vielen Jungen Gefühle der Unvollkommenheit hervorrufen und sie unter großem Druck stehen, diese Forderung zu erfüllen. Besonders Pope, Phillips und Olivardia (2001) widmen sich dieser Thematik. In ihren umfassenden Studien haben sie gezeigt, dass die *Körperunzufriedenheit besonders bei Jungen in den letzten Jahren deutlich zugenommen* hat. Die besagten Forschungen wurden an der Harvard Medical School sowie an der Brown Medical School abgewickelt und erfuhren Unterstützung zahlreicher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus mehreren Kontinenten. Bei den dabei durchgeführten Interviews wurde der Grundtenor festgestellt, dass vermeintlich „>>normale<< Jugendliche und Männer [...] Gefühle von Unzulänglichkeit, mangelnder Attraktivität und Versagen“ (Pope et al., 2001, S. 16) empfinden. Pope et al. (2001) bekräftigen ihre Aussagen unter anderem, indem sie auf Einträge von Jungen in diversen Internetforen hinweisen, welche die Auswüchse der Körpersorgen und Körperbeschäftigung der Jugendlichen widerspiegeln. Ein kurzer Einblick in die zitierten Einträge soll gegeben werden:

Hallo. Ich bin ein dreizehnjähriger Junge. Ich bin kein harter Typ. Ich glaube, ich könnte ein Dickerchen sein. Aber ich weiß es nicht, weil ich wirklich niemanden fragen kann. Ich habe einen Körperfett-Test gemacht und habe 22 Prozent. [...]. Als ich elf war, hatte ich einen Waschbrettbauch. Mittlerweile ist er verschwunden. [...]. Wenn ich sitze, erscheint eine dicke Rolle und hinterlässt eine Falte auf meinem Bauchnabel. (Pope et al., 2001, S. 235)

Ich bin vierzehn Jahre alt und habe vor, vier Wochen lang fünfzig Milliliter Deca-Durabolin pro Woche einzunehmen. Ich kenne die Nebenwirkungen, die Steroide bei Erwachsenen haben können, aber

nicht bei Teenagern. Gibt es irgendwelche Nebenwirkungen von denen ich wissen sollte? (Pope et al., 2001, S. 235)

Ich bin vierzehn, 1,80 Meter groß und sechzig Kilo schwer. Seit Oktober mache ich Gewichtstraining. Ich habe zwei Sieben-Kilo-Kurzhanteln, mit denen ich jeden Abend trainiere. Ich möchte gerne etwas an Körpermitfang und Kraft zulegen, bevor ich auf die High-School gehe. [...]. Wenn sie ein entsprechendes Trainingsprogramm oder einen Ernährungsplan haben, drucken Sie ihn bitte auf dieser Seite ab. (Pope et al., 2001, S. 235)

Ich bin ein fünfzehnjähriger Jugendlicher. Ich spiele Football in meiner High-School-Mannschaft und mache Gewichtstraining. Aber ich habe ernsthaft vor, ein Teenager-Model zu werden. Kann mir jemand ein paar Tipps geben? Ich wiege etwa 77 Kilo und möchte abnehmen, ich bin 1,83 Meter und hätte gerne einen göttlich aussehenden Model-Körper, den idealen Model-Körper meine ich! (Pope et al., 2001, S. 236)

Diese Zitate deuten auf eine gewisse Besorgnis und Unzufriedenheit bezüglich der eigenen Körperlichkeit bei Jungen hin. Es ist hierbei davon auszugehen, dass bereits ein gewisser Leidensdruck in den Jungen vorhanden sein muss, der sie dazu bringt, ihre Anliegen im Internet zu thematisieren. Dies lässt vermuten, dass es viele Jungen gibt, die ihre Probleme im Stillen austragen. Tatsächlich weisen Pope et al. (2001) mehrmals darauf hin, dass weder die bereits durchgeführten Studien noch die zu erhaschenden Eindrücke in Internetforen ein seriöses Bild davon abgeben können, wie viele junge Männer tatsächlich mit ihrer Körperlichkeit in mehr oder weniger hohem Maße unzufrieden sind.

Im Mai 2012 erschien der internationale Bericht zur Health Behaviour in School-aged Children (HBSC), kurz die HBSC-Studie. Es nahmen 40 Länder an den Untersuchungen teil, bei denen mehrere gesundheitsorientierte Themen im Mittelpunkt standen. Die jeweiligen erhobenen Daten der Länder wurden schließlich miteinander verglichen. Bezüglich der Zufriedenheit mit dem eigenen Körperbild der untersuchten Jugendlichen wurde danach gefragt, wie sie ihren Körper einschätzen. Die Antwortmöglichkeiten bündelten sich zwischen den Extremen ‚viel zu dünn‘ und ‚viel zu dick‘. Es wurden jeweils 11-jährige, 13-jährige und 15-jährige Jugendliche befragt. Während Deutschland die Statistik der Körperunzufriedenheit bei den 13- und 15-jährigen Jugendlichen anführt, findet sich Österreich in der Statistik ebenfalls weit vorne. Bei den 11-Jährigen steht Österreich an sechster Stelle, mit 35 Prozent Mädchen und 30 Prozent Jungen, die sich

als zu dick empfinden. Bei den 13-Jährigen steht Österreich sogar an fünfter Stelle, gleich nach Deutschland, Luxemburg, Polen und Slowenien. Hier geben 44 Prozent der Mädchen und 32 Prozent der Buben an, dass sie sich zu dick fühlen. Bezüglich der 15-Jährigen ist abermals der sechste Platz an Österreich zu vergeben: 50 Prozent der Mädchen und 30 Prozent der Buben geben an, dass sie sich zu dick fühlen (Currie et al., 2012). Bis auf die Altersgruppe der 15-Jährigen also kann gesagt werden, dass der Unterschied zwischen der Körperunzufriedenheit der Mädchen und der Jungen nur gering ist.

Eine weitere Studie, die an 67 Jungen (Durchschnittsalter 12,6 Jahre) aus städtischen Bereichen des Nordwestens der USA durchgeführt wurde, erhob ebenfalls die Körperunzufriedenheit. Es zeigte sich, dass sich diese bei den befragten Jugendlichen stark auf den *Wunsch einer Gewichtsabnahme* konzentriert und weniger auf den Muskelzuwachs. Die Studie nimmt aber an, dass der *Muskelzuwachs ab dem Oberstufenalter* für die Jungen interessant wird, wenn Männlichkeit ein größeres Thema ist (Jones, Bain & King, 2008)

Die Fragestellung der vorliegenden Diplomarbeit berücksichtigend ist deshalb Folgendes hervorzuheben: *Körperunzufriedenheit bei Jungen ist eine nicht zu unterschätzende Problematik*. Stützt man sich auf die obigen Aussagen kann sogar gesagt werden, dass die *Problematik zugenommen* hat. Besonders ist jedenfalls hervorzuheben, dass auch vermeintlich ‚normale‘ Jungen von Unzulänglichkeitsgefühlen betroffen zu sein scheinen. Die HBSC-Studie belegt, dass diese Gefühle oftmals ein (zumindest in den Augen der Jungen) zu *hohes Körpergewicht* betreffen. Die Anzahl der Jungen, die sich zu dick fühlen, nähert sich dabei der Anzahl der Mädchen an. Dies demonstriert, dass das Gefühl, zu dick zu sein, kein ‚*Frauenproblem*‘ darstellt. Auch die Studie aus dem Nordwesten der USA von Jones et al. (2008) zeigt auf, dass sich Jungen bezüglich ihres Körpergewichts Gedanken machen. Zudem stellt sie die Vermutung auf, dass zu *Beginn der Pubertät ein Wunsch nach mehr Muskelmasse* hinzukommt. Die vorliegende Forschungsarbeit schließt sich aus folgenden vier Gründen dieser Vermutung an:

1. Die oben festgehaltenen Interneteinträge sprechen dafür.
2. Das Körpergewicht und die Muskelmasse sind im „extern[en]“ (Woolfolk & Schönpflug, 2008, S. 130) Vergleich gleichzeitig betroffen.
3. Wie bereits erarbeitet wurde, sind erwachsene Männer häufig mit ihrer Muskelmasse unzufrieden.
4. Die erwähnten Studien von Gorgan und Richards (2002) sowie Tucker (1982b, zit. n. Miskind et. al., 1986, S. 546) deuten darauf hin, dass muskulöse Körper in der Gedankenwelt von Jungen bereits ab dem achten Lebensjahr eine Rolle spielen.

So gesehen betrifft also die Besorgnis bei Jungen vor der Adoleszenz vornehmlich ihr Körpergewicht, während es aber wahrscheinlich ist, dass ab der Adoleszenz der mehr oder weniger dringende Wunsch nach Muskelmasse hinzukommt.

6.3 Subklinische und klinische Körperbildstörungen – von fließenden Übergängen

Der Begriff der „Körperbildstörung“ (Daszkowski, 2003, S. 17) oder auch „body image distortion bzw. disturbance“ (ebda, S. 15) wurde erstmals um die 1950er Jahre in der „Neuropathologie“ (ebda, S. 15) benutzt. Neben „Körperbild“ wird alternativ auch von „Körperschema“ oder „body image“ (ebda, S. 15) gesprochen. Generell meint die Störung einen Zustand, bei dem „das Körpererleben durch verzerrte Selbstwahrnehmung getrübt ist“ (Lacey & Birtchnell, 1986; zit. n. Daszkowski, 2003, S. 15). Daszkowski (2003) weicht unter Berücksichtigung der gesellschaftlichen Zunahme dieser Störung von einer rein „psychiatrischen Klassifizierung“ (S. 16) ab und besinnt sich auf eine Einteilung in eine „subklinische Körperbildstörung“ sowie eine „klinische Körperbildstörung“ (S. 17). Erstere Störungsform kennzeichnet ein Entwicklungsstadium, das als „Vorstufe einer klinischen Körperbildstörung“ (Daszkowski, 2003, S. 17) angesehen werden kann. Da solche Störungen stets ein Kontinuum darstellen (Karren, 1986), ist die Ausweitung der subklinischen Form in eine klinische Form möglich (Daszkowski, 2003). Damit rechtfertigt Daszkowski (2003) auch die Tatsache, dass die „Körperbildstörung“ (S. 17) im Englischen mit „distortion“ sowie mit „disturbance“ (S. 15) bezeichnet wird. Diese Unterscheidung räumt unweigerlich die Existenz nichtpathologischer, also schwächerer Formen der Störung ein. Daszkowski (2003, S. 16) formuliert dies aus: „Für meinen Ansatz gehe ich [...] von einer Variationsreihe aus, an deren einem Ende die gemäßigte Sorge um das eigene Erscheinungsbild angesiedelt ist und an deren anderem Extrem sich das massive Körperbildproblem befindet, welches mit einem hohen Leidensdruck einhergeht“. Angelehnt daran zitiert die Autorin das „Kontinuum der körperbildbezogenen Unzufriedenheit nach SARWER et al. (1998)“, das folgende Abstufungen umfasst:

- „1. Body image satisfaction“,
- „2. Body image dissatisfaction“,
- „3. Body image disturbance“,
- „4. Body dysmorphic disorder“ (Daszkowski, 2003, S. 16).

Die *zentrale Problematik der Körperbildstörung* lässt sich womöglich bereits erahnen: Es ist nahezu unmöglich, klare Trennlinien zwischen subklinischen und klinischen Formen der Störung zu definieren. Anders formuliert sind die Übergänge zwischen dem, was als normal zu beschreiben ist, sowie dem, was bereits subklinisch oder klinisch ist, fließend. Autorinnen und Autoren setzten die Grenzen daher ganz unterschiedlich (Buddeberg-Fischer, 2000), weshalb auch davon auszugehen ist, dass *unterschiedlich hohe Prävalenzraten* in der Literatur genannt werden.

Diese Untersuchung möchte sich deshalb eines Sammelbegriffs bedienen, der von Pope et al. (2001, S. 36) eingeführt wurde, dem Terminus „Adonis Komplex“¹⁰. Der Begriff umspannt das gesamte Kontinuum, das von einer „Überbesorgnis“ und einer „Unzufriedenheit“ bezüglich des eigenen Körpers ausgeht, bis hin zu „regelrechte[n] Zwangsvorstellungen“ (ebda, S. 36). So lässt sich ganz generell von einer „wachsenden männlichen Qual“ (ebda, S. 44) sprechen, von der bereits Jungen stark betroffen sind (ebda). Auch Daskowski (2003, S. 18) geht von einer Zunahme der besprochenen Störungsbilder aus, obwohl die Autorin ebenfalls bestätigt, dass „noch keine gesicherten Daten vorliegen“. Dennoch zögert die Autorin nicht anzumerken, dass viele Personen psychotherapeutische Hilfe in Anspruch nehmen, wobei Probleme mit dem eigenen Körper meist nicht vordergründig thematisiert werden, im Hintergrund jedoch oftmals zu dem Leid der Personen beitragen. Immerhin wurde aber bislang in der vorliegenden Diplomarbeit theoriegestützt hinreichend argumentiert, dass zumindest von einer Vielzahl an Jungen und Männern gesprochen werden kann, die bezüglich ihres Körpers Unzufriedenheits- und Unzulänglichkeitsgefühle empfinden. Anders formuliert: „Auf jeden [Jungen oder] Mann, dessen Symptome [den zuvor angegebenen] Kriterien voll entsprechen, entfallen viele andere, die nicht genauso beeinträchtigt sind, aber dennoch leiden“ (Pope et al., 2001, S. 209). In weiterer Folge werden die wichtigsten subklinischen und klinischen Störungsbilder des breiten Kontinuums des Adonis-Komplexes überblicksartig aufgegriffen.

¹⁰ Dieser Begriff wird von nun an nicht mehr zitiert, kann aber immer auf die an dieser Stelle angegebene Quelle zurückgeführt werden.

6.3.1 Subklinische Formen der Körperbildstörung

Die „subklinische Körperbildstörung“ setzt bei Stufe zwei des oben zitierten „Kontinuum der körperbildbezogenen Unzufriedenheit nach SARWER et al. (1998)“ (Daszkowski, 2003, S. 16) ein. Sie ist zu allererst durch eine Unzufriedenheit mit einem oder mehreren Körperteilen charakterisiert. Zudem meint die Störung ebenso „jene Beeinträchtigungen des Körpererlebens [...], die zwar das Alltagsleben nicht vollends behindern, es aber bereits einschränken“ (ebda, S. 17). Es können verschiedene Unterkategorien der Störung differenziert werden, die in dieser Forschungsarbeit nur angeschnitten werden sollen.

Eine Unterkategorie der „subklinische[n] Körperbildstörung“ (Daszkowski, 2003) ist die so genannte „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) oder auch „muscle dysmorphia“ (Baghurst et al., 2006, S. 87) genannt. Von dieser Störungskategorie spricht man, wenn „Jugendliche und Männer glauben, nicht muskulös genug zu sein“ (Pope et al., 2001, S. 9). Dieses Gefühl geht mit einer „Verzerrung des Körperbildes“ einher, die bewirkt, dass die Betroffenen trotz bereits vorhandener Muskelmasse weiterhin das Gefühl haben, zu schwächlich zu wirken (Pope et al., 2001). Es liegen demnach mehr oder weniger ausgeprägte Schamgefühle vor, jedoch keine klare „Abneigung gegen den eigenen Körper“ (ebda, S. 24).

Auch die „social physique anxiety“ (Har, Leary & Rejeski, 1989; zit. n. McCreary & Saucier, 2009, S. 24) kann zu den nicht klinischen Formen hinzugezählt werden solange sie das Leben eines Menschen nicht umfassend beeinträchtigt. Diese meint eine Empfindung unangenehmer Gefühle, wenn Menschen ihren Körper in der Öffentlichkeit zeigen, wie beispielsweise bei dem Tragen von Badebekleidung oder knapp anliegender Bekleidung (McCreary & Saucier, 2009).

Sobald eine Unzufriedenheit bezüglich des eigenen Körpers vorliegt, ist insbesondere eine Vorraussetzung für die Entwicklung einer „Essstörung[...]“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 794) gegeben (Daszkowski, 2003). Diese Bezeichnung wird stellvertretend für „mehrere unterschiedliche Krankheitsbilder“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 794) verwendet. Unter anderem finden sich die „Anorexia Nervosa“, die „Bulimia Nervosa“ und die so genannte „Binge Eating Disorder“ (ebda, S. 794) darunter. „Anorexie (Magersucht)“ kennzeichnet „eine stark eingeschränkte Nahrungszufuhr, die einen hohen Gewichtsverlust zur Folge hat, dessen Konsequenzen von den Betroffenen nicht realistisch eingeschätzt werden“ (Daszkowski, 2003, S. 21). Die „Bulimie (Ess-Brech-Sucht)“ zeichnet sich durch

„häufige Heißhungerattacken“ aus, „denen selbstinduziertes Erbrechen folgt“ (Daszkowski, 2003, S. 21). Die „Binge Eating Disorder“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 794) ist über einen häufigen Kontrollverlust bezüglich der Nahrungszufuhr charakterisiert (de Zwaan & Mühlhans, 2008). Ausgangspunkt dieser Störungen ist meist ein „Diätverhalten“, das sich – gepaart mit einem „gestörten Körperbild“ – zu „manifesten Essstörungen mit anorektischen und/oder bulimischen Symptomen“ (Brunner & Resch, S. 9) sowie beim Mann besonders zu einer „Binge Eating Disorder“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 794) ausweiten kann. Letztere Störung tritt besonders häufig nach ausgedehnten Diätversuchen auf (Hölling & Schlack, 2007).

Subklinische Kriterien für diese Essstörungsformen werden von vielen Autorinnen und Autoren unterschiedlich definiert (Buddeberg-Fischer, 2000). Generell werden „chronisches oder intermittierendes Diäthalten, die Anwendung gewichtsregulierender Verhaltensweisen und die abnorme Beschäftigung mit Figur und Gewicht“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 795) als Kriterien formuliert. Eine 2007 veröffentlichte deutsche Studie von Hölling und Schlack, die KiGGS-Studie¹¹, die über 6 500 Kinder im Alter zwischen 11 und 17 Jahren untersuchte, zog für die Definition der subklinischen Essstörungsformen der Anorexie und Bulimie die folgenden fünf Fragen heran:

1. Übergibst du dich, wenn du dich unangenehm voll fühlst?
2. Machst du dir Sorgen, weil du manchmal nicht mit dem Essen aufhören kannst?
3. Hast du in der letzten Zeit mehr als 6 kg in 3 Monaten abgenommen?
4. Findest du dich zu dick, während andere dich zu dünn finden?
5. Würdest du sagen, dass Essen dein Leben sehr beeinflusst?

Wurden zwei dieser Fragen von Seiten der Kinder und Jugendlichen angekreuzt, wurde in der Studie eine subklinische Form einer der beiden Störungen angenommen. Die Ergebnisse lauteten wie folgt: „Erwartungsgemäß liegt der Anteil der Mädchen mit Verdacht auf eine Essstörung mit 28,9 % signifikant höher als der der Jungen. Mit 15,2 % sind jedoch immerhin auch mehr als halb so viele Jungen bezüglich ihres Essverhaltens auffällig“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 795).

Die obigen Ausarbeitungen haben gezeigt, dass sich eine Körperunzufriedenheit als Wurzel des Adonis-Komplexes in zahlreiche unterschiedliche subklinische Störungsformen ausweiten kann. Dabei wurde erstens die „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) genannt, bei der sich die Unzufriedenheit auf die Muskelmasse konzentriert. Bei der „social physique anxiety“ (Har, Leary & Rejeski, 1989; zit. n. McCreary & Saucier, 2009, S. 24) zeigt sich die Unzufriedenheit mit dem Körper und das dadurch hervorgerufene

¹¹ Kinder- und Jugendgesundheits surveys, im Rahmen des Robert Koch-Instituts durchgeführt

geringe Selbstwertgefühl, sobald sich Betroffene in der Öffentlichkeit zeigen, in Form eines starken Gefühls der Unzulänglichkeit. Schließlich wurde auch auf die Essstörungsformen hingewiesen, die Konsequenz einer Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper sein können. Auslöser dabei ist meist eine Besorgnis bezüglich des Körpergewichts und das damit verbundene Fasten. Gemäß der erwähnten Studie von Hölling und Schlack (2007) konnte gezeigt werden, dass nicht minder viele Jungen in Vergleich zu den Mädchen ein auffälliges Essverhalten zeigen. Dies deckt sich demnach mit der obigen, theoriegestützten Behauptung, dass sich die Anzahl an Jungen, die sich zu dick fühlen, kaum von der Anzahl an Mädchen unterscheidet. Das Gefühl des Zu-dick-Seins ist kein alleiniges ‚Frauenproblem‘, und so auch nicht die Essstörungsformen. Ergo, die Thematik Essstörungen kann hinsichtlich des Jungen und Mannes als *unterschätzte Thematik* verstanden werden, die fälschlicherweise meist nur mit der Frau und dem Mädchen in Verbindung gebracht wird (Hölling & Schlack, 2007).

6.3.2 Klinische Formen der Körperbildstörung

Die klinische Form der Störung ist die „Body dysmorphic disorder“ (Daszkowski, 2003, S. 16) oder auch „körperdysmorphie[...] Störung“ (Pope et al., 2001, S. 209) genannt. Wie bereits zu vermuten ist, umfasst diese Stufe der Störung die extremeren Formen der bereits genannten nicht klinischen Störungsbilder, wodurch eine beträchtliche Einschränkung der „Lebensqualität“ (ebda, S. 219) vorliegt. Diese Einschränkung fällt sogar schlechter aus als jene von Menschen mit chronischen Leiden (Pope et al., 2001). Weiters geht die Störung mit einer merklichen Verminderung der Lebensfähigkeit einher. Pope et al. (2001, S. 218) schreiben hierzu: „Männer mit schwerer körperdysmorpher Störung haben unter Umständen Schwierigkeiten, ihre Arbeit zu erledigen; möglicherweise kündigen sie sogar oder werden entlassen, weil ihre Symptome die erforderliche Konzentration und Produktivität am Arbeitsplatz stören“. Die von Pope et al. (2001) durchgeführten Befragungen von Männern mit diesem Krankheitsbild belegen diese Behauptung mit Zahlen. So geben beinahe alle befragten Männer an, dass ihr Leben stark negativ beeinträchtigt ist. Fast 90 Prozent brachten ihre Unzufriedenheit gegenüber ihrem Leben zum Ausdruck. Mehr als 80 Prozent meinten, dass ihr Ausbildungs- oder Berufsleben aufgrund der Krankheit leidet. Über 40 Prozent der Befragten führten an, dass sie die Schule aufgrund der Störung nicht besuchen würden. Zirka 30 Prozent vermerkten, dass sie bereits ein Mal ihre Wohnung für eine Woche nicht verlassen hatten, da sie sich nicht schön genug fühlten, 17 Prozent der Befragten gaben zu, bereits einen

Selbstmordversuch hinter sich zu haben. Und 15 Prozent bemerkten schließlich, dass sie unfähig wären, einer Arbeit nachzugehen (Pope et al., 2001).

Weiters halten Pope et al. (2001) fest, dass jeder Körperbereich bei der „körperdysmorphie[n] Störung“ (S. 209) im Fokus stehen kann, und führen darüber hinaus an, welche und wie viele Bereiche besonders häufig in den sorgenerfüllten Blickpunkt der Betroffenen geraten. „Typischerweise“, so Pope et al. (2001, S. 210) finden Betroffene „drei oder vier Körperteile unattraktiv“. Besonders oft befinden sich die „Haut 58 %“, das Haar 57 %“, die „Nase 38 %“, der „Körperbau 25 %“, die „Genitalien 15 %“, die „Brust/-muskeln 12 %“ und die „Körpergröße/-form 6 %“ (Pope et al., 2001, S. 210) unter den bewerteten Körperaspekten. Die Folgen einer klinischen Form der Störung können die Einnahme chemischer Mittel für den Muskelaufbau, chirurgische Eingriffe sowie Essstörungen aller Art (Miller et al., 2002; zit. n. Bagurst et al., 2006) sein. Angelehnt an die im vorigen Abschnitt diskutierten Unterformen der nicht klinischen Störungsbilder können nun klinische Störungsbilder ausformuliert werden.

Konzentrieren sich die Betroffenen vornehmlich auf ihre vermeintlich schlecht ausgebildete Muskulatur und löst dies eine erhebliche negative Lebensbeeinträchtigung aus, spricht man von einer klinischen Form der „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9; Bagurst et al., 2006; Daszkowski, 2003). Diese wird häufig als männliche Version der „Anorexia Nervosa (Magersucht)“ bei der Frau angesehen, oftmals aber finden sich auch die synonymen Ausdrücke „Bigorexia“ oder „Anorexia Athletica“ (Daszkowski, 2003, S. 18). Eine weitere Form der klinischen „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) ist die so genannte „Machismo nervosa“, die Aspekte der „Bulimia Nervosa (Bulimie)“ (Connan, 1998; zit. n. Daszkowski, 2003, S. 18) umfasst. Es finden sich hier „unter Beeinflussung des schlank-muskulösen männlichen Körperideals [...] ungesunde Verhaltensweisen wie exzessive[s] Gewichtstraining und abnorme[...] Eßgewohnheiten [sic]“ (Daskowski, 2003, S. 18). Pope et al. (2001, S. 24) betonen in diesem Zusammenhang ferner das tägliche Körpertraining der Betroffenen sowie die „Abneigung gegen den eigenen Körper“.

Generell also scheint die klinische Form der „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) eng mit Essstörungsmustern verknüpft zu sein. Der Grund dafür wurde in Abschnitt 3.2.4 erläutert und betrifft die Kombination des Schönheitsideals bestehend aus einem fettfreien Körper mit eminenter Muskelausprägung.

Es sei lediglich am Rande erwähnt, dass die genannten klinischen Essstörungsformen natürlich auch abseits der „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) beim Mann vorkommen können. Hierzu ist im Zusammenhang mit den klinischen Essstörungsformen

festzuhalten, dass 15 Prozent der 3 bis 17 Jahre alten Kinder und Jugendlichen stark übergewichtig sind; ein Zustand, der „potenziell Beginn oder Folge einer Essstörung sein kann“ (Hölling & Schlack, 2007, S. 795). Außerdem ist generell anzumerken, dass Essstörungsformen zu jenen Krankheiten zählen, die im Kinder- und Jugendabschnitt am häufigsten vorkommen (Fairburn & Harrison, 2003; zit. n. Hölling & Schlack, 2007). Diese Punkte legen Gewicht auf die Bedeutung der klinischen Essstörungsformen bei Jungen im Schulalter.

Bezüglich der „social physique anxiety“ (Har, Leary & Rejeski, 1989; zit. n. McCreary & Saucier, 2009, S. 24) ist zu sagen, dass sie es sich auf dem Stadium der klinischen Störungsform nicht mehr um lediglich unangenehme Gefühle, sondern bereits um Gefühle der Angst handelt (McCreary & Saucier, 2009).

Allgemein soll hervorgehoben werden, dass der Adonis-Komplex eine durchaus mannigfaltige Palette an klinischen und nicht klinischen Störungsbildern aufweist. Die Essenz aus der obigen Abhandlung ist jedoch, dass der Anfang allen Übels die Körperunzufriedenheit ist. An ihr setzt ein Kontinuum an, das die Entwicklung manifester Störungsbilder möglich macht.

6.4 Die Rolle von Körperpraktiken

In das Schönheitsideal schreibt sich, wie zuvor bereits erarbeitet wurde, eine Form der „männliche[n] Solidargemeinschaft“ (Meuser, 2010, S. 105) ein. Wie in Abschnitt 4.2.4 geschildert, reicht diese aus, um die *Differenzdimension* zu bekräftigen (Meuser, 2010). Die Rede ist von der geschickt vermarkteten „männliche[n] Körperkultindustrie“ (Pope et al., 2001, S. 17). Selbstverständlich sind nicht alle in Folge geschilderten Praktiken auf den „Adonis Komplex“ (Pope et al, 2001, S. 36) zurückzuführen. Vielmehr sind sie Folgen des Schönheitsideals selbst. Jedoch lassen auch die Praktiken das Kontinuum des Komplexes erkennen. Mit anderen Worten: Es kann generell von einer Vielfalt an unterschiedlichen Praktiken gesprochen werden, die teils harmlos, teils gesundheitsfördernd, teils aber auch bersorgniserregend und gesundheitsschädlich sind.

Für die vorliegende Arbeit musste eine Auswahl an Praktiken getroffen werden. Diese Auswahl umfasst die vier Bereiche (1) „Fitness“ (Koch Priewe et al., S. 60) und „Körpertraining“, (2) Ernährung, (3) „Rundum-Styling“ (Vogt, 2009, S. 79) sowie (4) „Kosmetische Chirurgie“ (Pope et al., 2001, S. 208).

6.4.1 Fitness und Körpertraining

Der europäische oder angloamerikanische Mann ist dazu bereit, die Angebote auf dem freien Fitness- und Wellnessmarkt in Anspruch zu nehmen, auch wenn dies Mehrausgaben bedeutet (Storkebaum, 2002; Freese, 2002). Wölfling (2008) und Freese (2003) beschreiben passend dazu den Anstieg der Mitgliedschaften von Frauen und Männern in deutschen Fitnessstudios in den Jahren 2004 und 2005 (nach Wölfling 2004: +4,4 %, 2005: +7,9 %). Auch Pope et al. (2001, S. 51) halten Zahlen bezüglich der Fitnessindustrie fest und schreiben, dass bereits 1998 „mehr als zwei Milliarden Dollar“ von Seiten der amerikanischen Männer in „Mitgliedschaften in Fitneßstudios“ flossen sowie „weitere zwei Millionen Dollar“ in „Heimtrainingsausrüstungen wie Gewichtsmaschinen, Laufbänder und anderes“. Wölfling (2004) prophezeit einen weiteren Trend in diese Richtung und auch Storkebaum (2002, S. 211) stimmt dem zu, indem er das 21. Jahrhundert als „Epoche“ des „Wellness, Gesundheits- und Körperbewusstsein[s]“ bezeichnet.

Der allgemeine Fitnesstrend scheint insbesondere auch vor Jungen nicht halt zu machen. Sielert (2010, S. 169) spricht diesbezüglich sogar von „mehr als eine[r] Modeströmung“. In diesem Zusammenhang erinnert er daran, dass all jene Jungen, die ihren Körper in den eigenen vier Wänden „mit ihren selbstgefertigten Hanteln und Kraftmaschinen“ stählen, der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Zudem hält Sielert (2010, S. 169) fest, dass „Bodybuilding [...] zunehmend auf basale Bedürfnisse einer großen Gruppe Jugendlicher [trifft]“. Dies sei nicht nur hinsichtlich „soziale[r] Randgruppen“ zu bemerken, sondern auch hinsichtlich „Angehörige[r] ‚begüterter Kreise‘“ (ebda, S. 169). Auch Winter und Neubauer (2004, S. 39) berichten von der steigenden Anzahl an Jugendlichen, die sich in unterschiedlicher Form an dem Fitnesskult beteiligen, und nennen insbesondere die „Muskelaufbauarbeit“ in diesem Zusammenhang. Auch die Dortmunder Jugendstudie, die 1 635 Jungen zwischen 14 und 16 Jahren befragte, weist auf die Beliebtheit der Fitness hin. Es wurden die favorisierten Freizeitsportarten erhoben. Aus 1 109 Ergebnissen ließ sich schließen, dass „Fußball mit 33 % der Nennungen die beliebteste Sportart bei Jungen [ist]“ (Koch-Priewe, Niederbacher, Textor & Zimmermann, 2009, S. 60). Die Sportarten „Basketball, Handball, Kampfsport“ folgen mit „jeweils vier Prozent“ (ebda, S. 60). Besonderes Augenmerk ist darauf zu legen, dass die Kategorie „Fitness/ Bodybuilding“ (ebda, S. 60) mit ebenfalls 4 Prozent immerhin gleichauf mit jenen klassischen Sportarten liegt.

Selbstverständlich steht hinter der so zahlreichen Beteiligung an Angeboten aus dem Fitnesssektor der Antrieb, sowohl das eigene „Wohlbefinden“ als auch die „Gesundheit“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 110) zu verbessern. Eine Unterstützung dieser Motive, Sport zu betreiben, ist gerade deshalb mehr als begrüßenswert, da sich in den letzten Jahrzehnten eine „Zunahme der Prävalenz von Übergewicht und Adipositas“ (Benecke, 2008, S. 328) abgezeichnet hat. Eine 2011 veröffentlichte Gesundheitsanalyse der WHO (Ladurner et al., 2011) mit dem Titel *Public Health in Austria* hält zudem den ausgedehnten Tabakkonsum der Österreicherinnen und Österreicher fest, der gekoppelt mit Bewegungsarmut sowie ungesunder Ernährung vermehrt chronische Erkrankungen hervorruft, die wiederum Übergewicht, Herz- und Gefäßerkrankungen und chronische Lungenerkrankungen begünstigen. Die Gesundheitsbefragung 2006/2007 der *Statistik Austria* übersetzt diese Behauptung in Zahlen. Bereits „sieben von zehn Frauen (2,5 Mio.) und sechs von zehn Männern (2,0 Mio.)“ litten in den besagten Jahren an „[...] zumindest einem chronischen [...] Problem“ (Klimont, Kytir & Leitner, 2007, S. 9). Jede dritte 20- bis 24-jährige Frau und mehr als jeder dritte Mann in demselben Altersabschnitt ist Raucher (Klimont et al., 2007). Das Körpergewicht¹² der Österreicher/innen verheißt auch nichts Gutes: „Mehr als die Hälfte der männlichen Bevölkerung ist [...] als übergewichtig (42 %) oder als adipös (12 %) zu bezeichnen“ (ebda, S. 32). Übergewicht ist bei österreichischen Frauen zwar weniger verbreitet als bei Männern, dafür aber fällt der Prozentanteil an adipösen Frauen ein wenig größer aus (ebda, S. 32). Dies ist gepaart mit unzureichender körperlicher Aktivität, von der lediglich 32 Prozent der Männer und 23 Prozent der Frauen sprechen können (ebda). In der Studie wurden ‚körperlich aktive‘ Personen wie folgt definiert: „Personen, die an zumindest drei Tagen pro Woche durch Radfahren, schnelles Laufen oder Aerobic ins Schwitzen kommen“ (ebda, S. 30). Nicht zu vergessen sind jedoch auch die Kinder – die zukünftigen Erwachsenen – die zunehmend ebenfalls an Bewegungsmangel leiden (Ketelhut, Akman & Ketelhut, 2011).

Eine bewegte Gesellschaft scheint demnach mehr als begrüßenswert und die Begeisterung für Fitness ist generell als positiv zu bewerten. Dennoch gibt es auch bezüglich der sportlichen Betätigung eine besorgniserregende Seite. Diese setzt sich aus zwei Aspekten zusammen:

1. Bei sportlicher Betätigung kann „der Wunsch nach einem [...] makellosen Körper“ (Pröglhöf & Mixday-Schima, 2002, S. 110) im Vordergrund stehen.
2. Männer, besonders aber Jungen neigen zu einem körperbezogenen Risikohandeln.

¹² Gemessen am Body-Mass-Index (BMI).

Der erste angegebene Punkt wird von Ricciardelli und McCabe (2001; zit. n. Brunner & Resch, 2008) behandelt. Sie erhoben Daten im US-amerikanischen Raum und zeigten, dass 30 bis 40 Prozent der Jungen Sport betreiben, um eine Gewichtsreduktion zu erzielen. Weitere empirische Studien bezeugen dies (Brunner & Resch, 2008). Dementsprechend kann hinter jeder Sportart, so auch hinter Fußball, vordergründig das Motiv der Optimierung der eigenen Körperlichkeit, gemessen an dem Schönheitsideal, stecken. Einerseits kann es in solchen Fällen zu einer „Sportabhängigkeit“ kommen, die „Gefühle von Depression und Schuld“ hervorrufen, „wenn die Aktivität unterbrochen wird“ (Brunner & Resch, 2008, S. 9). Brunner und Resch (2008) prophezeien, dass die in Zukunft steigende Zahl an Fitnessstudios einen Anstieg dieser Problematik bringen wird. Gleichzeitig ist andererseits die Annahme festzuhalten, dass ein solches Motiv des Sporttreibens kein Motiv ist, das zu langfristigem Sporttreiben führt, denn der Spaß am Sport rückt so unweigerlich in den Hintergrund. Folglich ist statt einem lebenslangen, moderaten und freiwilligen Sporttreiben eher ein kurzfristiges, intensives Sporttreiben unter Druck zu erwarten.

Der zweite, oben erwähnte Aspekt betrifft das Risikohandeln von Männern und Jungen im Zuge ihrer Männlichkeitskonstruktion. Hiervon war bereits in Abschnitt 4.2.4 die Rede. Wiederholt sei an dieser Stelle auf Brandfellner (2010, S. 3) hingewiesen, der festhält, dass die Risikofreude dazu führt, dass „Männer im Allgemeinen auf einer zumeist unbewussten Ebene weit leibfeindlicher mit ihrem Körper umgehen als Frauen“. Vertiefend zitiert Brandfellner (2010, S. 3) Jellouschek (1996, S. 77):

[Es gibt] zwei verschiedene Arten [...], wie Männer mit ihrem Körper umgehen, die aber beide von derselben Grundhaltung getragen sind: eine eher passive und eine eher aktive [...]. Der Aktive trainiert viel [...], aber viele schwingen die Peitsche und lassen sie unbarmherzig auf ihren Leib niedersausen [...] [D]er Leib wird an die Kandare genommen, und das womöglich jeden Tag in bisschen länger und ein bisschen schneller [...] [D]er Passive setzt einfach voraus, dass sein Körper zu funktionieren hat. Meist treibt er keinen Sport [...], er erwartet, dass er von selber fit ist. Genauso wie der Aktive setzt auch der Passive voraus, dass der Körper sich der Kontrolle des Geistes zu beugen hat.

Jefferson (1998) meint hierzu ähnlich: “[W]e [have to] bear in mind that one aspect of ‘hardness’ is a certain indifference to the body” (Jefferson, 1998, S. 78). In anderen Worten: Die von der Hegemonie geforderte Härte schreibt sich nicht nur in das Schönheitsideal ein, sondern auch in die damit verbundenen Praktiken.

Die Adoleszenz ist diesbezüglich eine besonders sensible Phase. Schließlich ist Männlichkeit den Jungen „nicht als unverbrüchlicher Besitz zu eigen“ (Meuser, 2008, S. 38). Infolgedessen muss Männlichkeit „immer wieder situativ“ (ebda, S. 38) erkämpft werden. Anders formuliert sind Jungen „ständig gefordert, ihre Männlichkeit unter Beweis zustellen“ (ebda, S. 38). Im Zuge der Beweisstellung der eigenen Männlichkeit tritt bei Jungen „Risikohandeln“ besonders häufig auf. Dieses Handeln umfasst insbesondere „ein Riskieren des eigenen Körpers“ (ebda, S. 37). Folglich zeigt sich ein Riskieren des Körpers laut Meuser (2008) bei Jungen in der Adoleszenz besonders stark. In späteren Lebensphasen eines Mannes ist die Neigung dazu weiterhin gegeben, tendenziell tritt das risikoreiche Handeln aber eingeschränkter auf. Mädchen und Frauen zeigen dieses Handeln deutlich weniger häufig als Jungen und Männer (ebda). Dabei ist zu beachten, dass besonders Jungen dieses Handeln oftmals unter „starkem Gruppendruck“ (Meuser, 2008, S. 37) hervorbringen.

Die beschriebene Härte hinsichtlich des eigenen Körpers zeigt sich beispielsweise bei dem Training mit Gewichten. Dabei ist die hohe Bereitschaft von Jungen und Männern zu beobachten, zu „anabole[n] Steroide[n]“ zu greifen, die eine „muskelaufbauende Fähigkeit“ (Pope et al., 2001, S. 54) besitzen. Erstmals konnten diese Mittel bei russischen Athleten, die an den Weltmeisterschaften für Gewichtheber im Jahre 1954 in Wien teilnahmen, nachgewiesen werden. Ab den 1980er Jahren wurden sie schließlich auch von Laien für das Krafttraining eingesetzt (Pope et al., 2001). Heute sind chemische Hilfen aller Art fester, lukrativer Teil der „männliche[n] Körperkultindustrie“ (ebda, S. 17). Pope et al. (2001, S. 7) nehmen an, dass „[e]twa drei Millionen Männer in den USA [...] Anabolika und andere gefährliche Schwarzmarktdrogen“ zu sich nehmen. Weiters berichten sie von einer Zunahme, basierend auf ihren Erfahrungswerten, und geben etliche Fallstudien von Jungen an, die auf jene Mittel zurückgreifen, um das Ideal zu erreichen und beispielsweise Mädchen zu gefallen (Pope et al., 2001). Zwei weitere, bereits ältere Untersuchungen von Johnson et al. (1980; zit. n. Singler & Treutlein, 2010) und Terney & McLain (1990; zit. n. Singler & Treutlein, 2010) zeigen auf, dass sich ungefähr fünf Prozent der Jungen in den USA chemischer Hilfsmittel bedienen. Darüber hinaus halten Pope et al. (2001, S. 238) fest: „Andere geben den Verlockungen des Arzneimittelmisbrauches [sic] vielleicht nicht nach, schädigen aber auf verheerende Weise ihr Selbstwertgefühl und ihr körperliches und emotionales Wohlbefinden“.

Die Risiken, die Jungen und Männer bei der Einnahme der besagten Mitteln eingehen, werden von Pope et al. (2001) festgehalten. Diese umfassen unter anderem „menschliche Wachstumshormone, Schilddrüsenhormone, HCG (humanes Choriongonadotropin) Amphetamine, Gamma-Hydroxybutyrat, Clenbuterol [und] Nibain“ (ebda, S. 39). Aufgrund

von erhöhten „Cholesterinwerte[n]“ nennen sie etwa „Arteriosklerose“ und „Arterienverkalkung“ (ebda, S. 39). Deshalb kommen Pope et al. (2001, S. 238) zu der Conclusio: „Die Jungen von heute sind in Gefahr“.

Generell also kann von einem Trend hin zu der körperlichen Fitness gesprochen werden, der das 21. Jahrhundert kennzeichnet. Er betrifft Jungen wie Männer und ist besonders begrüßenswert, da er den gesundheitlichen Problematiken der heutigen Zeit entgegentritt. Dennoch hat der Trend auch eine besorgniserregende Seite. Diese Seite betrifft zum einen die Motive, die hinter dem Sporttreiben stecken. Zudem wurde das Problem der „Sportabhängigkeit“ (Brunner & Resch, 2008, S. 9) erwähnt, vom dem prophezeit wurde, dass es in Zukunft steigen wird. Es steht mit großem Leidensdruck in Verbindung. Letztlich wurde auch darauf hingewiesen, dass mit dem Fitnesstrend auch eine starke Tendenz hin zu einem Riskieren des eigenen Körpers vorliegt. Diese Tendenz ist bei Männern, zu allererst aber bei Jungen zu bemerken. Als Beispiel wurde die Einnahme von muskelunterstützenden Präparaten angegeben, das zu erheblichen gesundheitlichen Schädigungen führen kann. Als fixer Teil der „männliche[n] Körperkultindustrie“ (Pope et al., 2001, S. 17) werden sie von einer Vielzahl an Jungen und Männern verwendet. Pope et al. (2001) prophezeien eine Zunahme dieser Problematik.

Insgesamt also hat sich gezeigt, dass das 21. Jahrhundert nur mit größter Vorsicht als „Epoche“ des „Wellness, Gesundheits- und Körperbewusstsein[s]“ (Storkebaum, 2002, S. 211) bezeichnet werden kann.

6.4.2 Diätverhalten

Das Durchführen von Diäten wird gesellschaftlich gesehen hauptsächlich mit Frauen in Verbindung gebracht, weshalb Männer oftmals nicht freiwillig offenlegen, dass auch sie dies tun (Brownmiller, 1984; zit. n. Grogan & Richards, 2002). Es wurden bereits die Gefahren aufgezeigt, die Diäten mit sich bringen. Selbstverständlich ist das Erlangen eines gesunden Körpergewichts die Voraussetzung eines gesunden Lebens, die potenziellen Folgen des Diäthaltens sollten aber nicht unterschätzt werden (Currie et al., 2012). Die höchsten Risiken des Diäthaltens wurden bereits oben besprochen, nämlich die dadurch begünstigte Entwicklung von Essstörungen (Hölling & Schlack, 2007).

Pope et al. (2001) notieren die Fälle zahlreicher Männer und deren extensives Diätverhalten. Das HBSC Survey (Currie et al., 2012) zeigt weiters, dass das Diäthalten von Jungen häufiger ist als allgemein vermutet. Auf die Frage ‚Bist du auf Diät bzw. machst du etwas anderes, um Gewicht zu verlieren?‘ antworteten die 11-jährigen Steyrer, Hanna-Therese (2013)

befragten Mädchen und Buben beinahe ident, denn 16 % der österreichischen Mädchen bejahten die Frage, während 15 % der Buben angaben, dass sie aktiv versuchen, ihr Gewicht zu reduzieren. Österreich liegt hierbei auf Platz elf der teilnehmenden Länder. Bezüglich der 13-Jährigen findet sich Österreich sogar auf Platz vier wieder. In diesem Alter geben 22 % der Mädchen an, zu fasten, während 16 % der Jungen dies vermerken.

Passend zu den bereits erworbenen Erkenntnissen bezüglich der Prävalenz der Essstörungen und der Körperunzufriedenheit hinsichtlich des Körpergewichts stellt sich demnach auch das Fasten nicht als alleiniges ‚Frauenproblem‘ dar. Entgegen der allgemeinen Vermutung, dass lediglich die Frau fastet, konnte gezeigt werden, dass auch Jungen und Männer davon betroffen sind. Erwähnt sei an dieser Stelle abermals, dass von einer Scham des Jungen bzw. Mannes gesprochen werden kann, sich zu dieser Tatsache zu bekennen. Es ist deshalb davon auszugehen, dass weit mehr Jungen und Männer fasten, als es die angeführten Daten und Fakten vermuten lassen.

6.4.3 Rundum-Styling

Das „Rundum-Styling“ des Mannes umfasst Aspekte wie „die Pflege von Gesicht, Haaren, Händen und des gesamten Körpers“ (Vogt, 2009, S. 79). Dazu werden Mittel wie „Parfums, [...], Puder, Cremes“ (ebda, S. 79) verwendet. Bereits im Jahr 1997 sprach der internationale Marktanalyst Euromonitor davon, dass angloamerikanische Männer „3,5 Milliarden Dollar für Toilettenartikel ausgeben (Haarfärbemittel, Hautlotionen, Zahnweiß und so weiter“ (Cottle, 1998; zit. n. Pope et al., 2001, S. 52). Zudem zählt modische und „passende Kleidung“ für jeden Anlass zu dem „Rundum-Styling“ (Vogt, 2009, S. 79) hinzu. Weiters ist die „Haarentfernung auf Brust, Beinen und in der Nase“ (Vogt, 2009, S. 79) ein bereits für viele Männer und Jugendliche selbstverständlicher Teil der männlichen Schönheitspraktiken. Eine von der GfK durchgeführte Umfrage, die 953 Männer ab dem 14. Lebensjahr einbezog, fand heraus, dass sich 52,5 Prozent der jungen Männer zwischen 14 und 29 Jahren nicht nur im Gesicht rasieren. 43,3 Prozent der Befragten gaben an, sich die Achselhaare zu entfernen, während sich beinahe 30 Prozent im Genitalbereich rasieren. Mehr als 20 Prozent der Befragten vermerkten, dass sie ihre Haare im Brust- bzw. Bauchbereich trimmen. Fast 10 Prozent der Männer beteuerten im Zuge der Studie, dass sie sich die Beine enthaaren würden (http://www.focus.de/gesundheitsratgeber/haut/news/lifestyle-viele-junge-maenner-rasieren-mehr-als-nur-den-bart_aid_715888.htm, 12. 7. 2012).

Der Mann von heute, so Vogt (2009, S. 79), ist somit in vielerlei Hinsicht als „metrosexuell“ zu bezeichnen. Moderne und passende Kleidung bringt die Figur zur Geltung und das Anwenden von diversen Kosmetikern scheint gang und gäbe. Betont sei auch noch einmal die Haarlosigkeit am Körper des modernen Mannes, die den Versuch bekräftigt, die Schönheitsstereotype *jung* und *gesund* zu verkörpern. Abschließend hält Vogt (2009, S. 79 f.) fest, dass dieses „Spiel mit der Inszenierung [...] nicht darüber hinwegtäuschen [sollte], dass es bei alldem um Variationen der hegemonialen Männlichkeit geht“ (Vogt, 2009, S. 79 f.). In anderen Worten: Die Schönheitspraktiken des modernen Mannes stehen der Verbindung zwischen der Hegemonie und dem Ideal nicht entgegen.

6.4.4 Kosmetische Chirurgie

Das für die meisten Männer so unerreichbare Schönheitsideal bringt eine steigende Zahl an Männern dazu, sich der „Chirurgie“ (Pope et al., 2001, S. 208) zuzuwenden. Die folgenden Zahlen konkretisieren dies: „Allein 1996 erhielten Männer in den USA über 690 000 kosmetische Behandlungen, darunter 217 100 Haartransplantationen, 65 900 chemische Peelings, 54 100 Fettabsaugungen und 28 300 Behandlungen zur Entfernung von Krampfadern – [...] Augenlidkorrekturen, Nasenumformungen, Brustreduktionen, Faceliftings, Antifalteninjektionen, Waden-, Brust- und Gesäßimplantaten [...]“ (Handy, 1998; Pope et al., 2001, S. 51). Degele und Dries (2005) sprechen davon, dass heute beinahe jeder zweite Patient dieser besagten Chirurgie männlich ist. Dies lässt das folgende Zitat von Pope et al. (2001, S. 208) plausibel erscheinen: „Es ist eine Ironie des Schicksals, daß [sic] Männer in steigendem Maße unwissentlich den gleichen Kräften zum Opfer fallen, deren Frauen sich zunehmend bewußt [sic] werden“ (Pope et al., 2001, S. 208).

Schönheitsoperationen scheinen den Mann demnach heute nahezu genauso stark zu betreffen wie die Frau. Während Pope et al. (2001) jedoch von einer Ironie diesbezüglich sprechen, möchte die vorliegende Diplomarbeit an das oben bereits erläuterte Phänomen der „konstruktiven Interferenz“ (Engel & Ried, 2006, S. 353) erinnern, welches von einer gegenseitigen Beeinflussung der weiblichen und männlichen Schönheitsdimensionen ausgeht. Insofern kann bezüglich der Schönheitsoperationen des Mannes nicht von einer Ironie gesprochen werden, sondern vielmehr von einem plausiblen Phänomen.

6.5 Das männliche Stillschweigen

Frauen haben allmählich – zumindest bis zu einem gewissen Grad – gelernt, den unerreichbaren Schönheitsidealen der Gesellschaft und der Medien entgegenzutreten. Viele können heute ihre Sorgen wegen ihres Äußeren erkennen und artikulieren, indem sie offen über ihre Reaktionen auf diese Idee reden, statt sie insgeheim an sich nagen zu lassen. Aber Männer kämpfen noch gegen ein gesellschaftliches Tabu an, solche Gefühle anzusprechen. (Pope et al., 2001, S. 17)

Mithilfe dieses Zitates soll an dieser Stelle das Grundproblem bezüglich der Verbindung von Schönheitsideal und Hegemonie aufgezeigt werden. Diese Verknüpfung nämlich bedingt ein „Gefühls- und Redetabu“ (Pope et al., 2001, S. 213) des Jungen bzw. Mannes. Pope et al. (2001, S. 213) drücken dies wie folgt aus: „Obwohl [Jungen und Männer] von ihren Fixierungen gequält werden, fühlen sich viele gezwungen, sie anderen gegenüber zu leugnen und zu bagatellisieren“. Anders formuliert erlauben die Stereotype der Frau wie Gefühlsbetontheit und Kommunikationsbereitschaft ihr, über ihre Probleme bezüglich des Schönheitsideals zu sprechen. „Millionen von Jugendlichen und Männern [hingegen] leiden, sie sitzen in der Falle zwischen unerreichbaren Idealen auf der einen Seite und Tabus, dies zu empfinden und darüber zu reden, auf der anderen“ (Pope et al., 2001, S. 18). Auch Brandfellner (2010, S. 2) spricht von der Tatsache dass „Männer und Buben/Burschen [in der öffentlichen Diskussion] immer noch als das ‚starke Geschlecht‘ wahrgenommen [werden]“. Pollack sieht die Problematik der Jungen und Männer ähnlich in *Real Boys; Rescuing Our Sons from the Myths of Boyhood* (1998) und skizziert das gesellschaftliche Gefühls- bzw. Rede-Verbot. Beispielsweise meint er: „We want our boys to be sensitive New Age guys and still be cool dudes“ und definiert dies als „double standard“ (Pollack, 1998, S. xxv). Jungen wären laut Pollack heute dazu angehalten, einerseits Emotionen zu zeigen, vorausgesetzt aber dies geschieht auf ‚männliche Weise‘ (Pollack, 1998). Auch Grogan und Richards (2002) erkennen in ihrer bereits zuvor erwähnten Studie, dass im Zusammenhang mit dem Schönheitsideal Redetabus vorliegen. Sie bezeichnen die Grundeinstellung der männlichen Jugendlichen und Männer bezüglich ihrer Körperlichkeit mit den Worten „not being bothered“ (ebda, S. 228). Gemeint ist ein nichtiges Abtun der Thematiken und Problematiken rund um das Schönheitsideal von Seiten der Jungen und Männer. Die Autorinnen (2002, S. 228) kommen deshalb zu folgender Conclusio: „Men who use discourse of responsibility for the look and health of their bodies may run the risk of appearing unmasculine“.

Es liegt hiermit auf der Hand, weshalb die Probleme männlicher Jugendlicher und Männer bezüglich ihrer Körper bislang noch unzureichend thematisiert wurden. Nicht nur, da „Wissenschaftler als auch die Presse jahrzehntelang der Ansicht waren, Körperbildprobleme und Eßstörungen [sic] seien Frauenprobleme“ (Pope et al., 2001, S. 8), sondern insbesondere auch deshalb, da viele Jungen und Männer im Verborgenen leiden. Sorgen oder gar Störungen tragen sie tenenziell mit sich selbst aus, weshalb die Bandbreite ihres Leidens bis dato noch nicht vollständig erfasst werden konnte (Pope et al., 2001). Dieses Erkenntnis ist zu den oben angegebenen Zahlen, Daten und Fakten bezüglich des Mannes und seiner Körperproblematiken hinzuzufügen, weshalb sie unweigerlich gewichtiger erscheinen.

Zusammenfassend ist deshalb zu betonen, dass – basierend auf den bisherigen Erkenntnissen – von einem großen Mitteilungsbedürfnis von Seiten der Jungen und Männer ausgegangen werden kann, denn die ersten Abschnitte des Kapitels haben hinreichend argumentiert, dass Jungen und Männer leiden. Nun wurde gezeigt, dass sie im Stillen leiden, da die von ihnen geforderte Männlichkeit ein Redetabu aufstellt. Diese Tatsache lässt nicht nur vermuten, dass weitaus mehr Jungen und Männer leiden und mit Problemen bezüglich ihrer Körperlichkeit zu kämpfen haben wie gemeinhin angenommen. Die Tatsache impliziert gleichzeitig, dass das unausgesprochene, aber zweifellos vorhandene Verbot der Thematisierung einer Prä- bzw. Intervention des Adonis-Komplexes verhindert.

Um diesen Aspekt abzurunden, sei an dieser Stelle erneut der Fußball erwähnt. Ein berühmtes Zitat aus der Welt des Fußballs, welches die Verbindung zwischen der Hegemonie und dem Redetabu demonstriert, fand zwischen Hansi Müller und dem damaligen Trainer Ernst Happel statt. Als Hansi Müller ihn um ein Gespräch bat, antwortete dieser darauf: „Wann’s red’n wollen, müssen’s Staubsauger-Vertreter werden. Ich brauche nur Fußballer“ (Offermann, 2011, S. 172).

Ziel dieses vorletzten Kapitels dieser Untersuchung war, die Konsequenzen des männlichen Schönheitsideals aufzuzeigen. In Hinblick auf das letzte Kapitel sollen die folgenden Punkte präsent bleiben:

1. Der *Adonis-Komplex* ist in dieser Forschungsarbeit als *Kernkonsequenz des Schönheitsideals* zu verstehen. Er entspringt einer Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Anders formuliert ist der Adonis-Komplex ist das Produkt der in Kapitel 5 verbildlichten negativen Dynamik. Jungen und Männer vergleichen sich und werden verglichen. So kann der Selbstwert leiden. Ursprung der negativen Dynamik ist die *Körperunzufriedenheit*, die sich sukzessive und schleichend in eine Reihe klinischer Formen umwandeln kann. Die Körperunzufriedenheit ist somit Ursprung und Wurzel ausgeprägter Störungen bezüglich des Körpers, der Anfang allen Übels. Die Übergänge zu manifesten Störungsbildern sind fließende und schwer zu definieren.
2. Weiters wurde hinreichend argumentiert, dass von einer starken Tendenz hin zu einer männlichen Körperunzufriedenheit gesprochen werden kann. Der zentrale Grund hierfür ist die Kombination aus einer unerreichbaren, aber gleichzeitig heiß ersehnten Norm, dem Schönheitsideal. Dies bietet den optimalen Nährboden für die Körperunzufriedenheit. Besonders wurde betont, dass Körperunzufriedenheit bei Jungen eine nicht zu unterschätzende Problematik ist, die gestiegen zu sein scheint. Auch wurde herausgearbeitet, dass vermeintlich ‚normale‘ Jungen von Unzulänglichkeitsgefühlen betroffen sind.
3. Insbesondere betreffen die Unzulänglichkeitsgefühle das Körpergewicht, wobei ab der Pubertät jedoch auch die Muskelmasse in den Fokus gerät.
4. Bezüglich dieser Problematik beim erwachsenen Mann fanden sich teils schockierende Zahlen. Aufgründdessen liegt die Annahme nahe, dass auch zunehmendes Alter und die damit verbundene Reife nicht unweigerlich vor den Tücken des Schönheitsideals schützen können.
5. In einem weiteren Abschnitt wurden die *Auswüchse des Adonis-Komplexes* behandelt. Ausgehend von einer Körperunzufriedenheit entstehen Störungen, die einen hohen Leidensdruck, tiefgehende gesellschaftliche Einschnitte und gegebenenfalls schlimme gesundheitliche Folgen mit sich ziehen können. Bei Jungen sind diesbezüglich die hohen Prävalenzraten des Übergewichtes besorgniserregend, denn Übergewicht kann zu einer Unzufriedenheit mit dem Körpergewicht führen, die verschiedene Praktiken begünstigt. Dies bildet die Grundlage für die Entwicklung von Essstörungsbildern. Insbesondere auch die „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9; Bagurst et al., 2006; Daszkowski, 2003) hat sich als zentrales Sorgenkind herauskristallisiert. Dies ist

nicht verwunderlich, zeichnet sich doch ab der Adoleszenz eine verstärkte Beschäftigung mit der Muskelmasse ab. Betont sei an dieser Stelle auch die in Kapitel 5 geschilderte Einheit der Aspekte ‚Körpergewicht‘ und ‚Muskelmasse‘, die sich in dem gesellschaftlichen Vergleich des Jungen bzw. Mannes zeigte. Aufgrund dieser gleichzeitigen Vergleichsbezüge ist davon auszugehen, dass eine Besorgnis bezüglich des Körpergewichtes meist gleichzeitig mit einer Besorgnis bezüglich der Muskelmasse auftritt. Aus diesem Grund ist allgemein festzuhalten, dass die in diesem Kapitel festgehaltenen Störungsbilder des Adonis-Komplexes in der Praxis vermutlich nicht so klar umrissen sind. Anders formuliert: Es ist davon auszugehen, dass sich die Störungsbilder oftmals vermischen.

6. Letztlich wurden die *Praktiken* beschrieben, die aus dem Schönheitsideal erwachsen. Besonders besorgniserregend sind die Motive, die hinter dem Fitnesstraining als Praxis stehen, die einerseits den Spaß am Sport und somit lebenslanges Sporttreiben verhindern, und andererseits zu sportlichem Suchtverhalten führen können. Letzteres steht in enger Verbindung mit der Tendenz hin zu einem Risikohandeln, das besonders bei Jungen stark vorhanden ist. Im Zentrum dieses Risikohandelns steht eine gewisse Härte und Rücksichtslosigkeit des eigenen Körpers gegenüber. Diese bedingt, dass Männer, besonders aber Jungen, dazu neigen, nicht auf ihren Körper zu hören bzw. keine Rücksicht auf etwaige Folgeschäden zu nehmen. Ein Missbrauch trainingsunterstützender, aber gesundheitsschädigender Mittel bzw. ein hartes, umbarmherziges Selbstgeisseln im Zuge des Körpertrainings sind häufige Folgen.

Als weitere Praxis wurde das Fasten genannt, das entgegen der üblichen Annahmen auch ein klares ‚Männerproblem‘ ist. Die damit in Verbindung stehenden Risiken, nämlich die Entwicklung von Essstörungen, wurde ebenso erwähnt.

Schließlich zeigte sich auch, dass Pflegeprodukte, passende Kleidung und die Körperrasur fixer Bestandteil der Schönheitspraktiken sind. Demzufolge ist tägliche Körperpflege und ein bewusstes modisches Kleiden nicht mehr allein Aufgabe der Frau. Die Frau muss sich den Spiegel teilen.

7. Basierend auf dem Prinzip der „konstruktiven Interferenz“ (Engel & Ried, 2006, S. 353) hat sich abgezeichnet, dass eine beträchtliche Anzahl an Männern zu operativen Mitteln greift, um ihrem Traum vom Schönheitsideal näher zu kommen. Ähnlich viele Männer wie Frauen lassen heute Schönheitsoperationen zu und geben Unsummen an Geld dafür aus. Die Tendenz des Mannes, Risiken einzugehen, lässt vermuten, dass der Mann gerne auch besonders risikoreiche Operationen in Kauf nimmt oder sich ohne Rücksicht auf Verluste mehrmals unter das Messer legt.

8. Zu guter Letzt gesellt sich zu der *Kernkonsequenz* des Schönheitsideals, den Adonis-Komplex, eine weitere *Folgewirkung* hinzu, welche die erstere Konsequenz mitbedingt: das Redetabu. Männer können aufgrund der Hegemonie keine Rede- und Gesprächskultur entwickeln, die zu einer Prä- bzw. Intervention des Adonis-Komplexes beitragen würde. Gleichzeitig bleibt durch dieses Redetabu vermutlich auch ein großer Anteil leidender Männer versteckt und unentdeckt. Sie leiden einsam, wodurch das Problem des Adonis-Komplexes weiter an Bedeutung gewinnt.

7 Der Adonis-Komplex und seine Bedeutung *im/für* den Sportunterricht

In diesem letzten Kapitel tritt nun gemeinsam mit dem *Adonis-Komplex* der Bewegungs- und Sportunterricht in den Fokus. Es stellt sich die Frage, welche Bedeutung der Adonis-Komplex *im* und *für* den Bewegungs- und Sportunterricht hat. Die bislang erarbeiteten Erkenntnisse sollen eine derartige Ausarbeitung möglich machen. Um die Bedeutung des Adonis-Komplexes im Kontext des Sportunterrichts zu erahnen, wird jedoch vorerst ein kurzer Einblick in Ankerpunkte des österreichischen Lehrplans benötigt.

Der österreichische Lehrplan des Faches Bewegung- und Sport (AHS) bringt Folgendes zum Ausdruck:

Im Mittelpunkt [des Bewegungs- und Sportunterrichts] stehen: [...]

- Entfaltung und Freude an der Bewegung, Entwicklung von Bewegungskönnen, Leistungsvermögen und der Fähigkeit zum Spielen und Gestalten.
- Aufbau einer bewegungsorientierten, gesundheitsbewussten und gegenüber der Umwelt und Mitwelt verantwortlichen Lebensführung sowie einer lebenslangen Bewegungsbereitschaft.

Die Ziele sind: [...]

- Kritisch-konstruktive Auseinandersetzung (Handeln und Wissen) mit Phänomenen der Bewegungskultur [...]. (bm:uk, 2000)

Bezüglich der so genannten „Beiträge zu den Bildungsbereichen“ (bm:uk, 2000) sind im Kontext dieser Arbeit die folgenden Punkte relevant:

Mensch und Gesellschaft:

Durch gezielte Strukturierung und Intervention können Prozesse zur Kooperation und Teamfähigkeit in Gang gesetzt, sozial bzw. motorisch Schwache integriert, das Selbstwertgefühl Einzelner gehoben und Schülerinnen und Schüler an Grenzsituationen herangeführt werden. Der Unterrichtsgegenstand kann sehr gut dazu beitragen, Problem-lösungsverhalten und Konfliktlösungsstrategien zu vermitteln. (bm:uk, 2000)

Gesundheit und Bewegung:

Der Unterrichtsgegenstand Bewegung und Sport hat eine tragende Rolle bei der Gestaltung der Schule als gesundheits- und bewegungs-fördernder Lebensraum. (bm:uk, 2000)

Aufbauend auf diesen Forderungen des AHS-Lehrplans des Gegenstandes Bewegung und Sport soll in dem folgenden Abschnitt die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals *für* den Bewegungs- und Sportunterricht – also die Bedeutung im Sinne einer Relevanz – herausgearbeitet werden.

7.1 Die Bedeutung des Adonis-Komplexes *für* den Bewegungs- und Sportunterricht

Es hat sich bislang grundsätzlich ergeben, dass die Gesetzmäßigkeiten der männlichen Schönheit den Adonis-Komplex als Kernkonsequenz hervorbringen. Der Adonis-Komplex hat sich als stark unterschätzter Sachverhalt dargestellt, der bislang aufgrund des Redetabus mit Jungen kaum offen thematisiert wird. Im Zentrum dieses Komplexes steht ein geringer Selbstwert. Darauf aufbauend umfasst der Adonis-Komplex, wie sich in Kapitel 2 erwiesen hat, nicht nur die Körperunzufriedenheit und zahlreiche Krankheitsbilder, sondern auch vielerlei Körperpraktiken, die gesundheitsschädlich sein können. Zudem wurde gezeigt, dass der Adonis-Komplex auch den Spaß am Sporttreiben nehmen und so lebenslanges Sporttreiben verhindern kann.

Insgesamt betrifft der Adonis-Komplex also die folgenden, grundlegenden Aspekte:

1. Die *psychische und physische Gesundheit* der Jungen,
2. die *Rede- und Gesprächskultur* rund um Thematiken des Schönheitsideals und
3. die *Freude am lebenslangen Sporttreiben* vor dem Hintergrund eines *verantwortungsbewussten, sensiblen Umgangs mit dem eigenen Körper*.

Nun ist zu sagen, dass die in der Einleitung dieses Kapitels zitierten Abschnitte aus dem Lehrplan genau diese Bereiche ansprechen. Denn sie beziehen sich

1. auf die Steigerung des „Selbstwertgefühl[s] Einzelner“ sowie
2. auf die “[k]ritisch-konstruktive Auseinandersetzung [...] mit Phänomenen der Bewegungskultur“ und

3. auf die „Entfaltung der Freude an der Bewegung“, die „verantwortliche[...] Lebensführung sowie [die] [...] lebenslange[...] Bewegungsbereitschaft“ (bm:uk, 2000).

Alle drei Forderungen an den Bewegungs- und Sportunterricht implizieren unweigerlich Aspekte, die den Adonis-Komplex anbelangen, denn es ist davon auszugehen, dass eine Steigerung des Selbstwertes und eine Auseinandersetzung mit vielfältigen körperbezogenen Thematiken zu der psychischen und physischen Gesundheit beitragen. Letzteres auch deshalb, da der Anwendung gesundheitsschädlicher Praktiken vorgebeugt werden kann. Besonders letzterer Punkt, die Förderung eines adäquaten, gesundheitsbewussten Umgangs mit dem eigenen Körper, ist im Sinne einer Gesundheitsförderung zu verstehen.

Es kann demnach allgemein behauptet werden: Das männliche Schönheitsideal bzw. der daraus folgende Adonis-Komplex sind Thematiken des Bewegungs- und Sportunterrichts. Anders formuliert: Die Forderungen, die sich aus dem Adonis-Komplex ergeben, sind auch zentrale Forderungen des Lehrplans an den Bewegungs- und Sportunterricht. Somit hat der Adonis-Komplex hohe Relevanz für den Bewegungs- und Sportunterricht. In dieser Arbeit wurde jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass der Adonis-Komplex bei Jungen eine stark unterschätzte Thematik ist. Viele vermeintlich ‚normale‘ Jungen leiden im Stillen. Dies erhöht die Relevanz des Adonis-Komplexes *für* den Sportunterricht in beträchtlichem Maße: Die hohe Bedeutung des Adonis-Komplexes und dem ihm inhärenten männlichen Schönheitsideals verlangt danach, das Schönheitsideal im Bewegungs- und Sportunterricht ausdrücklich zu einem Thema zu machen und es nicht nur am Rande im Zuge eines lehrplankonformen Sportunterrichts zu behandeln. Als Unterrichtsfach, dessen Lehrplananforderungen sich solcherart mit den Forderungen des Adonis-Komplexes decken, hat der Bewegungs- und Sportunterricht die Pflicht, konkrete Maßnahmen zu setzen. Generell ist also auf der einen Seite die hohe Relevanz des Adonis-Komplexes *für* den Sportunterricht anzuerkennen, während dem Adonis-Komplex auf der anderen Seite eine definierte Bedeutung *im* Bewegungs- und Sportunterricht im Sinne konkreter Handlungsmaßnahmen zukommen sollte.

7.2 Die Bedeutung des Adonis-Komplexes *im* Bewegungs- und Sportunterricht

Die zuvor erwähnte definierte Bedeutung des Adonis-Komplexes *im* Bewegungs- und Sportunterricht soll daher im Sinne von Handlungsmaßnahmen erläutert werden. Dabei sollen – basierend auf den Erkenntnissen dieser Untersuchung – Grundsatzbedingungen für diese Handlungsmaßnahmen entstehen. Eine Ausarbeitung konkreter Konsequenzen für die Praxis lässt der Rahmen dieser Diplomarbeit nicht zu. In der Formulierung dieser Grundsatzbedingungen sollen die zuvor behandelten Forderungen des AHS-Lehrplans als Orientierung dienen. Genauer gesagt sollen sich die Grundsatzbedingungen an die zuvor erwähnte Achse der „[k]ritisch-konstruktive[n] Auseinandersetzung [...] mit Phänomenen der Bewegungskultur (Handeln und Wissen)“ anlehnen sowie die Achse der „Steigerung des „Selbstwertgefühl[s] Einzelner“ (bm:uk, 2000) tangieren. Die dritte oben genannte Achse, welche die Eigenverantwortlichkeit in der Lebensführung im Sinne eines adäquaten Umgangs mit dem eigenen Körper meint, fließt in die beiden ersteren Achsen ein und wird demnach nicht gesondert behandelt.

7.2.1 Kritisch-konstruktive Auseinandersetzungen

Die Forderung des Lehrplans nach einer “[k]ritisch-konstruktive[n] Auseinandersetzung (Handeln und Wissen) mit Phänomenen der Bewegungskultur” (bm:uk, 2000) kann basierend auf den Erkenntnissen dieser Arbeit in zwei Grundsatzbedingungen für die Unterrichtspraxis aufgespalten werden.

7.2.1.1 Grundsatzbedingung 1: Bewusstmachung der Stereotype

Dieser Diplomarbeit lag von Beginn an die Prämisse zugrunde, dass die heutige Soziokultur und die äußere Schönheit stark ineinander verwoben sind. Aus diesem Grund ist folgende Annahme berechtigt: Um die innere Schönheit des Menschen bedeutsamer zu machen, müsste sich die Soziokultur in ihren Grundzügen ändern. Es müsste eine Entschleunigung des gesellschaftlichen Lebens stattfinden, welche freilich nicht absehbar ist. Dies führt dazu, dass die heutige hohe Bedeutsamkeit der äußeren Schönheit in unserer Soziokultur weitgehend zu akzeptieren ist. Es ist anzunehmen, dass der Mensch auch weiterhin nach äußerer Schönheit streben wird.

Es scheint jedoch eine Möglichkeit zu geben, der Jagd nach Schönheit ein wenig Parole zu bieten. Diese Möglichkeit betrifft die in dieser Arbeit ausgiebig besprochenen Stereotype. Deren Heranziehen für die zwischenmenschliche Beurteilung ist, wie bereits erwähnt, ein natürliches Verhalten des Menschen. Dennoch können Stereotype sozusagen im Keim erstickt werden, nämlich indem ihrer Reproduktion Einhalt geboten wird. Wie in Abschnitt 5.1.1 dargestellt, reproduzieren sich Stereotype im Zuge sozialer Interaktionen in Form der „self-fulfilling prophesy“ (Snyder et al., 1977, S. 663). Whitley und Kite (2009, S. 19) setzen hier an: „[T]roubling perhaps is that people can access stereotypic beliefs without awareness and, therefore, such beliefs influence the behavior even of people low in prejudice“. Dieses Zitat verrät, dass die Kraft und Beharrlichkeit der Stereotype, ihre Möglichkeit der ständigen Reproduktion, in ihrer unbewussten Anwendung und versteckten Natur liegt. Daraus folgt, dass Stereotype im Keim erstickt werden können, sofern sie nur dem Menschen bewusst gemacht werden (Whitley & Kite, 2009). Whitley und Kite (2009, S. 19) halten diesbezüglich fest:

[W]hen given the opportunity, low-prejudiced research participants tried and were able to override the influence of their stereotypic beliefs and make unprejudiced responses. That is, people who believe that prejudice is wrong and try to control and eliminate their prejudices can successfully minimize the effects of stereotypes on their behavior.

Somit wird augenscheinlich, dass die Bewusstmachung von Stereotypen die wohl einzige Möglichkeit darstellt, aus dem Kreislauf der Stereotyp-Reproduktion auszubrechen. Voraussetzung ist die Bereitschaft zu glauben, dass Stereotype grundsätzlich verzerrt sind.

Aufbauend auf die in dieser Diplomarbeit erarbeiteten Erkenntnisse ist durch eine derartige Bewusstmachung von Stereotypen Folgendes möglich:

1. Durch eine Bewusstmachung des Schönheitsstereotyps „Wer schön ist, ist gut“ (Ebner et al., 2002, S. 187) kann der Tatsache entgegengewirkt werden, dass schönere Menschen einen höheren *social esteem* haben. In Bezug auf den Mann würden durch eine Bewusstmachung der Schönheitsstereotype also die beiden – dem Schönheitsideal des Mannes zugrunde liegenden – Annahmen ‚der (über-) durchschnittlich große Mann ist dominant und durchsetzungsfähig‘ und ‚der (hyper-)mesomorphe Mann ist attraktiv, gesund, abenteuerlustig, hart, mächtig, dominant, stark, viril und selbstbewusst‘ angefochten werden.

2. Gleichzeitig kann durch diese Bewusstmachung deutlich gemacht werden, dass im Sinne des Stereotyps schönere Menschen mehr Vorteile erfahren als unattraktivere Personen.

Insofern ermöglicht die besagte Bewusstmachung des Schönheitsstereotyps dem gesellschaftlichen Druck, schön sein zu müssen, Einhalt zu gewähren. Anders formuliert gerät durch das kritische Hinterfragen der Stereotype die Basis für den höheren *social esteem* attraktiver Personen ins Wanken. Grundsätzlich also müssten dadurch wieder die inneren Werte einer Person in den Vordergrund treten. Generell ist natürlich nicht davon auszugehen, dass eine alleinige Bewusstmachung der Schönheitsstereotype ausreicht, um die inneren Werte der Personen unserer Gesellschaft wieder in den Vordergrund zu rücken und damit dem gesellschaftlichen Druck, schön sein zu müssen, entgegenzuwirken. Für den Bewegungs- und Sportunterricht heißt dies zu allererst, dass die Bewegungs- und Sportlehrerin bzw. der Bewegungs- und Sportlehrer bezüglich der Stereotype und ihren Wirkungen sensibilisiert werden müssen. In einem weiteren Schritt scheint es schließlich notwendig, auch bei den Schülern Bewusstsein dafür zu schaffen. Die „geschlechtersensible Arbeit im schulischen Kontext und im Schulsport [mit Mädchen] (genauso wie mit Buben [...])“ hat gezeigt, dass „Geschlechterstereotype und -hierarchien“ (Diketmüller, 2010) aufgebrochen werden können. Warum also nicht auch das Schönheitsstereotyp sukzessive aufbrechen?

7.2.1.2 Grundsatzbedingung 2: Wissen generieren

In Abschnitt 6.5 wurde erwähnt, dass „Frauen [...] allmählich [...] gelernt [haben], den unerreichbaren Schönheitsidealen der Gesellschaft und der Medien entgegenzutreten“ (Pope et al., 2001, S. 17). „Viele“, so Pope et al. (2001, S. 17), „können heute ihre Sorgen wegen ihres Äußeren erkennen und artikulieren“. Es ist anzunehmen, dass Mädchen und Frauen auch zu einer solchen Artikulation fähig sind, da sie weitreichende Informationen dazu erhalten haben, worauf ihre Sorgen gründen. So ist anzunehmen, dass die meisten Mädchen und Frauen um die Essstörungenformen wissen. Hingegen ist wahrscheinlich, dass Begrifflichkeiten wie „Muskeldysmorphie“ (Pope et al., 2001, S. 9) oder „social physique anxiety“ (Har, Leary & Rejeski, 1989; zit. n. McCreary & Saucier, 2009, S. 24) den Jungen weitgehend unbekannt sind. Auch die Essstörungenformen und ihre Tücken mögen bei Jungen womöglich keinen so hohen Bekanntheitsgrad erreicht haben wie bei den Mädchen, da diese Störungsbilder ja hauptsächlich mit Mädchen in Verbindung gebracht werden und diese demnach öfters damit konfrontiert werden (Hölling & Schlack,

2007). Ebenso ist fraglich, ob Jungen bereits vom Adonis-Komplex gehört haben. Vereinfacht könnte demnach gesagt werden: Es ist wahrscheinlich, dass viele Jungen für ihre Probleme keine Namen haben.

Allgemein also muss im Zuge einer “[k]ritisch-konstruktive[n] Auseinandersetzung (Handeln und Wissen)” (bm:ukk, 2000) im Bewegungs- und Sportunterricht versucht werden, den Jungen eine Sprache für ihre Probleme zu geben. Dies scheint sich in den Wörtern ‚Handeln‘ und ‚Wissen‘ der Lehrplanforderung widerzuspiegeln, denn ein ‚Handeln‘ von Seiten der Jungen setzt voraus, dass Jungen auch ein Wissen darüber haben. Sie benötigen sprachliches Werkzeug für die geforderten Gespräche in Form von Begriffen und Inhalten rund um die Thematik des Schönheitsideals. Es wäre demnach Aufgabe des Bewegungs- und Sportunterrichts, umfassende Informationen zum Adonis-Komplex und seinen Praktiken bereitzustellen.

Abgesehen vom sprachlichen Werkzeug, das den Schülern in Hinblick auf das Schönheitsideal gegeben werden sollte, ergibt sich aus den obigen Erkenntnissen ein weiterer wichtiger Aspekt für die Wissensvermittlung. Es scheint besonders essentiell, das *Erreichen des (hyper-)mesomorphen Körpers* zu thematisieren. Die Schüler sollten erkennen, dass die Problematik dieses Schönheitsideals in der Kombination zwischen einer (besonders) eminenten Muskelmasse und einem Minimum an “Körperfett” (Pope et al., 2001, S. 56) liegt. In der Konsequenz bedeutet dies, dass das besagte Körperideal nur durch „muskelaufbauende“ (Pope et al., 2001, S. 54) Mittel zu erreichen ist, die einen Aufbau an Muskelmasse ohne einen entsprechenden Fettzuwachs relativ rasch zulassen. Darüber hinaus ist wesentlich, dass Jungen über die gesundheitsschädlichen Konsequenzen solcher Aufbaumittel in Kenntnis gesetzt werden.

Auch die Spielzeug- und Filmindustrie sowie die Medien des Sports sollten in den Fokus der Wissensvermittlung geraten. Schüler sollten den Zauber des Übernatürlichen bzw. der Heldenhaftigkeit und deren Verbindungen zu dem männlichen Schönheitsideal hinterfragen lernen. Auch sollten sie erfahren, wie stark die von den Medien präsentierten Körper überzeichnet sind und dass sie dennoch als wirklichkeitsnah empfunden werden. Die geschickte Vermarktung sportlicher Körper beispielsweise im Zuge der „Spotik“ (Florschütz, 2005, S. 202) sollte ebenfalls eine Rolle in der Wissensvermittlung spielen.

Insgesamt also umfasst die “[k]ritisch-konstruktive Auseinandersetzung (Handeln und Wissen)” (bm:uk, 2000) eine Sensibilisierung bezüglich der Schönheitsstereotype sowie eine umfassende Information über das Schönheitsideal und seine Tücken und Ursachen. Die “[k]ritisch-konstruktive Auseinandersetzung” (bm:uk, 2000) ist deshalb in erster Linie im Sinne einer Bewusstmachung und einer Wissensvermittlung zu verstehen. Da der

Bewegungs- und Sportunterricht jedoch ein Fach ist, in dem das Tun und Handeln den Hauptaspekt ausmachen sollte, sollten die obigen Grundsatzbedingungen der Wissensvermittlung und Bewusstmachung in bewegungsbezogene bzw. sportliche Handlungen integriert werden. So sollen ‚Handlungsinitiiierung‘ und ‚Wissensvermittlung‘ einander lehrplankonform ergänzen.

7.2.2 Steigerung des Selbstwertgefühls Einzelner

In diesem Abschnitt tritt die „Steigerung des Selbstwertgefühl[s] Einzelner“ (bm:uk, 2000) in den Blickpunkt des Interesses. Diesbezüglich ist an Kapitel 5 zu erinnern, das den kreisförmigen Prozess zwischen *social esteem* und „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) thematisierte und somit die Möglichkeit aufzeigte, an dem „Selbstkonzept“ (ebda, S. 181) einer Person anzusetzen, um einen positiven Prozess in Gang zu setzen und somit den Selbstwert zu stärken. Das folgende Zitat soll zeigen, dass Bildung und somit Schule dazu in der Lage sind:

Pestalozzi und mit ihm viele Philosophen und Pädagogen der Aufklärung und des Neuhumanismus, von Jean-Jaques Rousseau über Immanuel Kant bis zu Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Schleiermacher, sahen die einzige Chance des Einzelnen, aber auch der ganzen Menschheit, Unmündigkeit, Unfreiheit, Unterdrückung und Armut entrinnen zu können, in der Stärkung der „inneren Kräfte“ des Menschen, wie es Humboldt nannte [...], mit einem Wort in der Menschenbildung. (Krüger, 2011, S. 89)

Die Chance des Bewegungs- und Sportunterrichts, als Unterrichtsfach auf die Ebene des Einzelnen selbstwertstärkend einzuwirken, ist hiermit grundsätzlich dargelegt. Genauer lässt sich dazu jedoch folgende Begründung formulieren: Im Sportunterricht begegnen einander die drei Kernaspekte der Schönheit: Körperlichkeit, Männlichkeit und Sportlichkeit (damit ist das sportliche Können und Leisten gemeint). Somit ist anzunehmen, dass der Sportunterricht auf drei wesentliche „Selbstkonzept[e]“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) positiven Einfluss ausüben kann, denn der Aspekt der Körperlichkeit, der im Sportunterricht eine Rolle spielt, lässt zu, auf das „Selbstkonzept des Aussehens“ (ebda, S. 181) positiv einzuwirken. Eine Stärkung dieses Selbstkonzeptes geht bereits im Zuge der „Mädchenarbeit“ (Dikertmüller, 2010, S. 6 ff.) vorstatten. Somit ist anzunehmen, dass diese auch bei Jungen möglich ist.

Weiters ist auch davon auszugehen, dass es ein „bereichsspezifische[s] Selbstkonzept“ (ebda, S. 180) der Sportlichkeit gibt, das besonders für Jungen von Bedeutung ist. Die Bedeutung dieses Selbstkonzeptes scheint nicht zuletzt auch deshalb für Jungen so wichtig, da es eng mit dem Konzept der Männlichkeit verknüpft ist. Diese Behauptung wird sich im nächsten Abschnitt belegen lassen. Bezüglich des Konzeptes der Sportlichkeit scheint der „Umgang mit motorisch Schwachen“ (Brandfellner, 2010, S. 6) besonders wichtig. Brandfellner (2010, S. 6) zählt einige Möglichkeiten auf, wie das Konzept der Sportlichkeit schwächerer Schüler gestärkt werden kann. Darunter fällt beispielsweise die Möglichkeit, „in der Auswahl der Unterrichtsinhalte verstärkt auf Inhalte [zu] achten, die die schwachen Schüler interessieren, wo sie ‚punkten‘ können“, oder die Möglichkeit, die „Kooperation in der Gruppe höher [zu] bewerten als wettbewerbsorientiertes Verhalten“ (ebda, S. 6).

Das dritte zu unterstützende „Selbstkonzept“ (Wild & Möller, 2009, S. 181) ist das Männlichkeitskonzept bzw. das Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13). Die bereits häufig in dieser Arbeit angesprochene Tendenz des Mannes hin zu einer Männlichkeitskrise sowie die Verbindung zwischen der Männlichkeit und Körperlichkeit machen es nötig, den positiven Einfluss auf das Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13) zu einer eigenen Forderung zu machen und diese genauer zu erläutern.

7.2.2.1 Grundsatzbedingung 1: Geschlechtersensible Bubearbeit implementieren

Der Bewegungs- und Sportunterricht ist ein *Bereich der Männlichkeitskonstruktion*. Ein bedeutsamer Teil der sozialen Entwicklung eines jungen Mannes findet in dem ersten *männlichen sozialen Raum* statt (Meuser, 2008). Dieser tritt meist in Form einer „peer group“ mit „gleichaltrigen männlichen Jugendlichen“ bzw. in Form einer „Clique“ oder eines „Freundeskreis[es]“ (Meuser, 2008, S. 36) auf. In dieser sozialen Einbettung erfahren Jungen erstmals eine vertraute Umgebung abseits ihrer Familie, in der sie sich entfalten und entdecken können (Meuser, 2008). Sie entwickeln „emotionale Nähe zu anderen Jungen“ und lernen, was ein „Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl“ (Jösting, 2008, S. 50) bedeuten kann.

Der *Sport* ist ein unabdingbarer Baustein dieses besagten *männlich sozialen Raumes*, denn während sich Gruppenerlebnisse der Mädchen eher um passive Formen des Zusammenseins bzw. um das Gespräch drehen, in denen Probleme und Erfahrungen

thematisiert werden (Breitenbach, 2000), zeichnet sich das „Zusammensein männlicher Gemeinschaften [...] durch eine zweckrationale und/oder aktionistische Praxis aus“ (Jösting, 2008, S. 56). Der Sport erfüllt diese Bedingungen, indem er Zweck und Aktion miteinander vereint. Somit kann der Sport als höchst bedeutsames Feld der sozialen Entwicklung und Entfaltung für Jungen begriffen werden, als *Bereich der Männlichkeitskonstruktion*. Die oben bereits erwähnte Verbindung zwischen den Konzepten der Sportlichkeit und der Männlichkeit ist hiermit dargelegt.

Als *Bereich der Männlichkeitskonstruktion* kann der Bewegungs- und Sportunterricht somit auf das Männlichkeitskonzept der Schüler positiv einwirken. Hinzu kommt noch, dass der Bewegungs- und Sportunterricht in den meisten österreichischen höheren Schulen der Bewegungs- und Sportunterricht nicht koedukativ, sondern geschlechts-homogen vonstatten geht. Dies bedeutet, dass zumeist ein männlicher Bewegungs- und Sportlehrer eine Gruppe gleichaltriger Jungen im Fach Bewegung und Sport unterrichtet. Es ist demnach ein besonderer Kontext vorhanden, in dem Jungen unter sich sind. Für die von dem Lehrplan geforderte „Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Interessen und Bedürfnisse“ (bm:uk, 2000), aber auch für die Stärkung des besagten Konzeptes bietet sich deshalb im Bewegungs- und Sportunterricht eine besondere Chance. Die Frage, die sich an dieser Stelle ergibt, ist, inwiefern diese Chance genutzt werden soll. Um diese Frage zu beantworten ist ein kurzer Exkurs nötig.

Am 14.10.2011 konnte ich als Teilnehmerin bei einer Tagung des Vereins POIKA zum ‚Thema Bubenarbeit im internationalen Vergleich‘ die Arbeitsblätter von insgesamt 95 Teilnehmerinnen und Teilnehmer einsammeln. Die Miteinbeziehung dieser Befragung in den Kontext dieser Diplomarbeit war im Vorfeld nicht geplant. Dennoch erwies sie sich im Zuge der Verfassung dieser Arbeit als interessanter Beitrag. Die Befragung soll das Ideal des hegemonialen Mannes greifbarer machen, indem sie die genauen Eigenschaften dieses Mannes aufzeigt. Zudem kann – basierend auf der Befragung – eine Annahme darüber formuliert werden, ob bzw. wie sehr der reale Mann vom hegemonialen Mann abweicht.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten bei der Tagung die Aufgabe, auf der Vorderseite eines leeren Blattes den Satz ‚Echte Männer (sind/haben/...) ...‘ zu vervollständigen. Dieser Satzanfang stand stellvertretend für den hegemonialen Mann. Auf der Rückseite des Blattes sollte der Satz ‚Männer, die ich kenne (sind/haben/...) ...‘ zu Ende geführt werden. Dieser Satz bezog sich also auf Eindrücke über die männliche Wirklichkeit. Es wurden den Teilnehmerinnen und Teilnehmern rund fünf Minuten zur Verfügung gestellt, um die Arbeitsaufgabe zu erfüllen. Dabei konnte eine beliebige Anzahl

an Satzvervollständigungen niedergeschrieben werden. Im Zuge dieser Diplomarbeit wurden die Vervollständigungen ausgewertet (siehe Tabelle 1 unten).

Die angewendete *Methode* entspricht insgesamt einem „halbstandardisierte[n] Interview“ (Gläser & Laudel, 2010, S. 41) und wurde quantitativ ausgewertet. In der Auswertung wurde zunächst versucht, die Antworten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu den ‚echten Männern‘ (Abkürzung: EM) und zu den ihnen bekannten Männern (‚Männer, die ich kenne‘, Abkürzung: KM) in Wortkategorien einzuteilen (hierzu muss bemerkt werden, dass die Antworten oftmals mehrdeutig sind und somit eine Überschneidung mancher Kategorieinhalte nicht ausgeschlossen werden kann). Welche Antworten welchen Wortkategorien zugeteilt wurden, ist im Anhang dieser Arbeit (siehe Abschnitt 10.1) ersichtlich.

Die Zuteilung der Nennungen zu den einzelnen Wortkategorien erfolgte nach keiner theoretischen Grundlage, sondern auf Basis meines subjektiven Empfindens. Ein Ankerbeispiel für die Bildung der Unter- bzw. Überkategorien soll über die Zuteilung Aufschluss geben: Bei den ‚Männern, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kennen‘ (Abkürzung: KM), traten unter anderem die Nennungen ‚experimentierfreudig; unternehmenslustig; mutig; couragiert; weltoffen‘ auf. Als Gegesatz hierzu fanden sich Nennungen wie ‚schüchtern‘, ‚feig‘, ‚ängstlich‘, ‚zurückhaltend‘, und ‚laufen vor Schwierigkeiten davon‘. Um diese Worte zusammenzufassend zu beschreiben, entschied ich mich für einen Begriff als Wortkategorie, der diese Eigenschaften umschreibt. Ich zog dafür den Begriff ‚Mut und Furchlosigkeit‘ heran. Während erstere Nennungen auf derartige Eigenschaften zutreffen (daher sind sie mit einem Pluszeichen in Tabelle 1 gekennzeichnet), treffen die letzten Nennungen darauf nicht zu (siehe Minuszeichen). Nach der Einteilung dieser und anderer Nennungen in Wortkategorien wurde schließlich gezählt, wie häufig die jeweiligen Nennungen im (+) oder (-) Bereich liegen. Um die untenstehende Tabelle 1 noch übersichtlicher zu machen, wurden die einzelnen Wortkategorien in weiteren Überkategorien zusammengefasst. Somit bildeten sich zum Beispiel aus der Kombination der Unterkategorien (Abkürzung UK) ‚Mut und Furchlosigkeit‘ sowie ‚Sensibilität‘ die Überkategorie (Abkürzung: ÜK) ‚Emotionalität‘.

Es konnten 10 Überkategorien (Ankürzung: ÜK) und 21 Unterkategorien (Abkürzung: UK) gebildet werden. Die in dem vorliegenden Abschnitt angeführte Tabelle 1 zeigt diese Kategorien. Zudem hält die Tabelle fest, wie viele Antworten auf die jeweiligen Unterkategorien zutreffen (in der Tabelle gekennzeichnet durch ein Plus) oder nicht zutreffen (in der Tabelle gekennzeichnet durch ein Minus). Die Tabelle enthält daher Häufigkeiten und Prozentangaben.

Tab. 1: Auswertung der Vergleichsaufgabenstellung Hegemonie/Wirklichkeit

ÜK	UK	KM +	KM -	EM +	EM -
1. EMOTIONALITÄT	1. Sensibilität	110 27,64 %	6 1,51 %	4 1,01 %	40 10,13 %
	2. Mut und Furchtlosigkeit	13 3,27 %	8 2,01 %	6 1,52 %	0 0 %
2. KÖRPERLICHE EIGENSCHAFTEN	3. Körperliche Stärke	8 2,01 %	8 2,01 %	67 16,96 %	0 0 %
	4. Sportlichkeit	17 4,27 %	3 0,75 %	18 4,56 %	0 0 %
	5. Abgrenzung von der Weiblichkeit	0 0 %	5 1,26 %	4 1,01 %	0 0 %
	6. Attraktivität	0 0 %	2 0,5 %	3 0,76 %	0 0 %
3. VIRILITÄT & HETEROSEXUALITÄT	7. Virilität & Heterosexualität	4 1 %	5 0,5 %	16 4,05 %	0 0 %
4. DOMINANZ	8. Verteidigungs- bzw. Gewaltbereitschaft	2 0,5 %	2 0,5 %	7 1,77 %	0 0 %
	9. Durchsetzungswillen bzw. -vermögen	12 3,02 %	4 1 %	37 9,36 %	4 1,01 %
	10. Selbstsicherheit bzw. Selbstbestimmtheit	6 1,51 %	1 0,25 %	17 4,30 %	0 0 %
5. INTELLIGENZ	11. Intelligenz	16 4,02 %	0 0 %	5 1,25 %	0 0 %
6. WIRTSCHAFT-	12. Erfolg	4	6	62	0

LICHKEIT		1 %	1,5 %	15,7 %	0 %
	13. Zielstrebigkeit und Leistungsvermögen	14 3,52 %	4 1 %	28 7,09 %	0 0 %
7. HAUSHALT & FAMILIE/PARTNER-SCHAFT/FREUND-SCHAFT	14. Beteiligung am Haushalt bzw. Nachkommen der elterlichen Pflichten	31 7,79 %	1 0,25 %	0 0 %	24 6,08 %
	15. Beziehungsfähigkeit bzw. -bemühen	50 12,56 %	5 1,26 %	6 1,52 %	2 0,51 %
	16. Kommunikationsbereitschaft bzw. -fähigkeit	19 4,77 %	15 3,77 %	6 1,52 %	7 1,77 %
8. FREIZEIT-GESTALTUNG	17. Kreative Aktivitäten	7 1,76 %	0 0 %	0 0 %	1 0,25 %
	18. Passive Aktivitäten	2 0,5 %	0 0 %	0 0 %	0 0 %
	19. Handwerkliche bzw. technische Aktivitäten	6 1,51 %	0 0 %	9 2,28 %	0 0 %
9. ERNÄHRUNG	20. Konsumieren alkoholischer Getränke	1 0,25 %	0 0 %	6 1,52 %	0 0 %
10. FORT-BEWEGUNG	21. Fortbewegung mit einem (großen/schnellen) Auto	1 0,25 %	2 0,5 %	16 4,05 %	0 0 %

Ein allgemeiner Blick auf die grau untermalten Auswertungen lässt folgende Aussagen zu:

Den hegemonialen Mann (EM) zeichnet *emotionale Härte* sowie *körperliche Stärke* aus. Auch der *wirtschaftliche Erfolg* bildete sich mit 62 Nennungen (15,7 Prozent) als bedeutsam ab. Dementsprechend wurden auch leistungsbeeinflussende Eigenschaften wie *Zielstrebigkeit* (13. ÜK) mit 7,09 Prozent häufig genannt. Die Tabelle weist weiters darauf hin, dass *Durchsetzungswillen- und Vermögen* (9. UK) zu den Eigenschaften des

‚echten‘ Mannes zählen (9,36 Prozent). Auch verschmäht der hegemoniale Mann seine *elterlichen Pflichten und seine Aufgaben im Haushalt* (14. ÜK), denn den genaueren Angaben im Anhang (siehe Abschnitt 10.1) ist zu entnehmen, dass seine Pflichten bereits mit der Zeugung der Kinder und der Schaffung eines Eigenheimes erfüllt sind (6,08 Prozent ‚treffen nicht zu‘, 0 Prozent ‚treffen zu‘). Letztlich drückt die Auswertung auch die Bedeutsamkeit der Heterosexualität bezüglich des ‚echten‘ Mannes aus (4,05 Prozent der Nennungen treffen auf Heterosexualität zu, keine einzige Nennung trifft nicht darauf zu).

Generell ist zu vermerken, dass die Angaben der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hinsichtlich der *ihnen bekannten Männer* (KM) lediglich pauschal behandelt werden können, denn selbstverständlich können die gewonnenen Daten die Wirklichkeit nicht verlässlich widerspiegeln. Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass eine beträchtliche Anzahl an Nennungen auf die *Sensibilität des Mannes der Wirklichkeit* (1. UK) hinweisen (beachtliche 27,64 Prozent der Nennungen treffen auf Sensibilität zu). Hingegen trifft bezüglich des hegemonialen Mannes nur 1,01 Prozent der Nennungen auf Sensibilität zu. Auffallend ist weiters, dass sich Männer in Wirklichkeit an *häuslichen und familiären Aufgaben* (14. UK) stark zu engagieren scheinen. Damit deckt sich die vorliegende Auswertung auffallend stark mit anderen aktuellen „Männerstudien“, die laut Zulehner (2002; zit. n. Brandfellner, 2010, S. 2) zeigen, dass der Mann von heute

bereit ist, Haushalts- und Erwerbsarbeit mit seiner Partnerin aufzuteilen, sich in hohem Ausmaß für Kindererziehung und pflegerische Aufgaben verantwortlich zu fühlen und dafür gegebenenfalls auch Karriere und Selbstverwirklichung im Beruf hintenanzustellen (Bereitschaft u.a. zur Vaterkarenz). Als weitere zentrale Charaktereigenschaften des modernen Mannes gelten Gewaltarmut, Einfühlsamkeit, Solidarität mit Schwächeren und Kommunikationsfähigkeit.

Dies lässt alles in allem folgende Annahme zu: Die gewonnene Auswertung zeigt den wohl bedeutsamsten Aspekt der Wirklichkeit auf: ihre *Vielfalt*. Der Mann der Wirklichkeit ist als buntes, vielfältiges Kompositum ganz im Sinne der Männlichkeiten (siehe Abschnitt 4.2.3 zu diesem Begriff) zu verstehen. Die folgenden Beispiele für die männliche Vielfalt sind nur einige wenige der vielen Nennungen im Anhang (Abschnitt 10.1): So weist der Mann der Wirklichkeit unterschiedliche sexuelle Orientierungen auf; er redet viel oder wenig; er trägt beim Fahrrad fahren einen Helm oder ist mutig; er putzt, bäckt und wäscht oder verlässt sich ganz auf seine Frau; er betätigt sich sportlich oder lieber kreativ; er entscheidet sich bewusst gegen den beruflichen Erfolg oder macht Karriere; er trägt lange oder kurze Haare.

Hiermit ist nicht belegt, dass die Hegemonie, wie zuvor bereits erwähnt und von Connell (2006) vermutet, nicht mehr umfassend gelebt wird. Vielmehr ist veranschaulicht, dass die *Vielfalt der männlichen Wirklichkeit der von der Hegemonie geforderten Einfältigkeit entgegensteht*. Generell muss also gelten, Jungen und Männer in ihrer Vielfalt zu stützen. So soll ihnen sukzessive ihre Individualität als Alternative zu dem Ideal der Hegemonie begreiflich gemacht werden. Dies ist die Antwort auf die oben gestellte Frage, in welche Richtung das Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13) im Bewegungs- und Sportunterricht gestärkt werden soll.

In der Praxis bietet sich hierzu die so genannte „geschlechtersensible Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) an, deren Ziel die umfassende Stärkung der Buben hinsichtlich ihres Selbstwertes ist. Dies ist möglich, indem die eigene Individualität der Jungen bzw. generell die Vielfalt von Männlichkeiten auf vielfältige Weise als attraktive Alternative zu dem Ideal der Hegemonie präsentiert werden (Brandfellner, 2010). Die folgenden Zitate unterstreichen dies:

In der geschlechtersensiblen Bubenarbeit geht es [...] vor allem darum, den Buben Zugang zu ihren Bedürfnissen und Gefühlen zu erschließen und um Stärkung des Selbstbewusstseins. Dabei sollen die Probleme, die Buben haben, in den Blick genommen werden und ihnen die Ressourcen bewusst gemacht werden, die in ihnen stecken. (Brandfellner, 2010, S. 4)

Buben und männliche Jugendliche stehen sehr oft unter starkem Druck, sich als ‚richtig männlich‘ zu präsentieren. Die Burschen fragen sich, wo und ob sie überhaupt ‚dazugehören‘. Dieser Halt und die Zugehörigkeit finden Burschen vielfach in der männlichen Clique. Wer aber dort dazugehören will, muss sich häufig dem starren Männlichkeitsbild der Gruppe unterwerfen. Um dies zu erreichen, muss der Bursche einen Panzer entwickeln, um bestimmte Persönlichkeitsanteile und Gefühle zu verbergen. (Overthanner, 2003; zit. n. Brandfellner, 2010, S. 4)

Dieser auf Buben lastende Druck soll durch geschlechtersensible Bubenarbeit verringert werden. Buben- und Burschenarbeit kann dabei vor allem Räume öffnen und zu Verfügung stellen, in denen es möglich ist, zu sich selbst zu kommen und auf sich zu hören. Die Vielfältigkeit von Mann-Sein kann in einer geschützten gleichgeschlechtlichen Gruppe gesehen und bereichernd erlebt werden. Durch geschlechtersensible Arbeit in der Gruppe kann der Bursche erleben,

dass er mit seinen Themen nicht allein ist. Die Erfahrung, dass es anderen Burschen gleich oder ähnlich geht, ist für viele neu und sehr hilfreich. (Brandfellner, 2010, S. 4)

Die obigen Zitate zeigen, dass die Arbeit mit Buben im Sinne einer Anerkennung der Vielfalt an Männlichkeiten viel Spielraum offen hält. Wichtig jedoch scheint in jedem Fall, dass den Jungen der Druck genommen wird, die *Differenz-* und die *Ungleichheitsdimension* unaufhörlich bekräftigen zu müssen. Nun zeigte die vorliegende Arbeit bereits, dass „Menschen selbst [...] [die] Geschlechterrollen in spezifischer Weise psychodynamisch und interaktiv übernehmen und ausleben und damit (unbewusst) das geschlechtshierarchische System [...] wiederherstellen, reproduzieren“ (Chodorow, 1985; zit. n. Böhnisch, 1996, S. 149). Dieser Prozess wurde in früheren Abschnitten dieser Arbeit in Kontrast zu Connells „top-down-[Prozesses]“ (Connell, 1987, S. 244) gesetzt, der die Hegemonie von höheren Ebenen aus reproduziert. Am Beispiel des institutionalisierten Sports und des nicht institutionalisierten Sports konnte schließlich gezeigt werden, dass beide Prozesse Hand in Hand gehen. Dieses Strukturphänomen bedeutet: um die Hegemonie als Ideal bis in die hohen Ebenen zu entmachten, ist eine Arbeit auf niedrigen Ebenen sinnvoll. Somit kann der Sportunterricht sozusagen nicht nur als Bereich genutzt werden, in dem der Einzelne in seinem Männlichkeitskonzept gestärkt wird, er kann gleichzeitig als Bereich betrachtet werden, der die Hegemonie auf niedriger Ebene durch die „geschlechtersensible Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) aufbricht und somit unweigerlich höhere Ebenen dahingehend beeinflusst. Somit wirkt der Sportunterricht dem Schönheitsideal entgegen, das ja mit der Hegemonie in unmittelbarer Verbindung steht.

Um dieses Aufbrechen der Hegemonie bzw. die Stärkung des Männlichkeitskonzeptes des Einzelnen auch tatsächlich zu verwirklichen, scheint es wichtig zu sein, den Jungen Raum und Zeit für die *Äußerung von Gefühlen, Gedanken und Ängsten* zu schaffen. Hierbei kommt es einerseits zu einem Annehmen der eigenen sensiblen Seite, was der Hegemonie als Ideal abermals entgegenwirkt. Gleichzeitig können im Zuge der Kommunikation mit den Jungen Sorgen angesprochen werden, die sie im Stillen beschäftigen, wie eben etwa Sorgen bezüglich der eigenen Körperlichkeit. Das Ziel ist, dass Jungen „ihre Körperlichkeit sensibel wahrnehmen, d.h. u.a. den eigenen Körper mit all seinen Stärken und insbesondere Schwächen bewusst wahrnehmen und als positiv erleben und bewerten“ (Brandfellner, 2010, S. 5). Somit soll in der „Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) die Zeit geschaffen werden, das Redetabu bezüglich der Körpersorgen der Jungen zu durchbrechen.

Essentiell ist darüber hinaus das Hinterfragen der eigenen sportlichen Aktivität. So soll das „Augenmerk statt auf Leistung auf das [gelegt werden], was sich im eigenen Körper tut“ (ebda, S. 6). Ähnlich soll der „männliche[...] Umgang mit Gefahr und Risiko im Sport kritisch [bewertet werden]“ (Brandfellner, 2010, S. 6). Auf diese Weise lernen die Jungen im Zuge der „Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) den von dem Adonis-Komplex verhinderten verantwortungsbewussten, sensiblen Umgang mit dem eigenen Körper. Lebenslanges Sporttreiben wird so gleichzeitig begünstigt.

Die Wettbewerbe unter den Jungen, die Teil der hegemonialen Reproduktion sind, gehören ebenfalls reflektiert. Brandfellner (2010, S. 5) meint hierzu: Es gilt „nicht konkurrenzierende Verhaltensweisen zwischen Buben erlebbar [zu] machen, Kooperation statt Konkurrenz [zu fördern]“. Um dem Phänomen „subordinated masculinities“ (Connell, 1987, S. 183) entgegenzutreten, das sich im Zuge dieser Konkurrenzsituationen zeigt, bieten sich ebenfalls zahlreiche Maßnahmen an. Brandfellner (2010, S. 6) meint hierzu unter anderem, dass Spielformen so abgewandelt werden sollten, dass „‚Schwache‘ gut eingebunden werden“, oder „schwachen Schülern verstärkt prestigeträchtige Aufgaben übertragen [werden] (z. B. als Zeitnehmer, Weitenmesser, Kapitän etc.)“.

Letztlich hat sich gezeigt, dass für die Reproduktion der hegemonialen Männlichkeit auch der Aspekt der Ausgrenzung der Mädchen bzw. der Frauen fundamental ist (Mäuser, 2006). Auf der Mikroebene des Bewegungs- und Sportunterrichts könnte beispielsweise der erwähnten „Überlegenheit – gar Überheblichkeit“ (Jöstling, 2008, S. 52) der Jungen bezüglich des Fußballspiels Einhalt geboten werden, indem beispielsweise eine wertschätzende Haltung bezüglich der Performance der Mädchen von Seiten des Sportlehrers vorgelebt wird. Auf diese Weise kann der Bewegungs- und Sportunterricht (i.e. die Mikroebene) den auf der Makroebene vorhandenen „Ausschluss [...] von Frauen“ (Jöstling, 2008, S. 50) anfechten. Es ist daher an dieser Stelle offenkundig, dass die „geschlechtersensible Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) unbedingt auch den sensiblen Umgang mit Mädchen einzubinden hat.

Es hat sich gezeigt, dass „[a]llgemeine Unterrichtsprinzipien für Bubenarbeit im Fach Bewegung und Sport“ (Brandfellner, 2010, S. 5) dazu dienen können, einerseits das Konzept der Männlichkeit, der Sportlichkeit und des Körpers der Jungen zu stärken und somit deren Selbstwert positiv zu beeinflussen. Andererseits wurde dargelegt, dass „Bubenarbeit“ (ebda, S. 5) auch die Chance schafft, den Kernpunkten der Reproduktion der Hegemonie entgegenzutreten. Jungen bekommen als Alternative die Vielfalt der Männlichkeiten geboten. Somit kann durch „Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) zur selben Zeit das Schönheitsideal angefochten werden.

7.2.2.2 Grundsatzbedingung 2: Geschlechtersensible Mädchenarbeit vorantreiben

In Kapitel 4 wurde von der „*konstruktiven* Interferenz“ (Engel & Reid, 2006, S. 353) der Schönheitsdimensionen gesprochen, die meint, dass die Schönheitspraktiken von Frauen auch das Schönheitsoptimum von Männern in die Höhe treiben. Folglich ist eine Stärkung der Mädchen oder der Frauen in Hinblick auf ihr Schönheitsideal unweigerlich auch eine Einflussnahme auf das männliche Schönheitsideal. Die „Mädchenarbeit“ (Diketmüller, 2010, S. 6 ff.) wurde grundsätzlich eingeführt, um „tradierte Geschlechterrollen und -zuschreibungen“ (ebda, S. 6) aufzubrechen und den Selbstwert der Mädchen zu stärken. So haben Mädchen und Frauen, wie schon erwähnt, „allmählich – zumindest bis zu einem gewissen Grad – gelernt, den unerreichbaren Schönheitsidealen der Gesellschaft und der Medien entgegenzutreten“ (Pope et al., 2001, S. 17). Wird dieses Entgegentreten weiterhin im Sinne einer „innovative[n] Mädchenarbeit“ (Diketmüller, 2010, S. 7) gefördert, kann die Frau womöglich in einem Maße gestärkt werden, das ihr erlaubt, sich selbst so anzunehmen, wie sie ist. Dadurch – so darf gehofft werden – kann es zu einer Abschwächung der „Interferenz“ in Form einer „*destruktive[n]* Interferenz“ (Engel & Reid, 2006, S. 353) kommen. Somit kann auch die Arbeit mit Mädchen die physische und psychische Gesundheit der Jungen indirekt unterstützen.

Ziel dieses letzten Kapitels war es, die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals *im* bzw. *für* den Sportunterricht zu reflektieren. Zusammenfassend ist von folgenden Ergebnissen zu sprechen:

1. Das Ansprechen des männliche Schönheitsideal bzw. des daraus folgenden Adonis-Komplexes wird mit zentralen Forderungen des Lehrplans implizit gefordert. Somit ist die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals bzw. des Adonis-Komplexes *für* den Bewegungs- und Sportunterricht von Bedeutung. Der Bewegungs- und Sportunterricht ist daher automatisch als Feld der Maßnahmenergreifung zu verstehen, wenn er diese impliziten Forderungen auf adäquate Weise erfüllen will. Allgemein hat sich gezeigt, dass die Achse der “[k]ritisch-konstruktive[n] Auseinandersetzung” (bm:uk, 2000) sowie die Achse „Steigerung des Selbstwertgefühl[s] Einzelner“ (bm:uk, 2000), die der Lehrplan bereithält, als Grundlagen für diese Grundsatzbedingungen der Maßnahmenergreifung herangezogen werden können.
2. Der erste Punkt umfasst die Stereotypensensibilisierung im Sinne einer umfassenden Wissensvermittlung über das Schönheitsideal. Des Weiteren geht es um das damit verbundene Erlernen des verbalen Werkzeuges zur Thematisierung der eigenen Körperlichkeit. Wissensvermittlung und sportliche Handlungen sollen sich in diesem Punkt nicht gegenseitig ausschließen, sondern Hand in Hand gehen.
3. Der zweite Punkt umfasst die Selbstwertstärkung der Jungen durch das positive Einwirken auf die “Selbstkonzept[e]” (Wild & Möller, 2009, S. 180) der Sportlichkeit, des Geschlechts und des eigenen Körpers. Schließlich wurde gezeigt, dass besonders letzteres Konzept, das Konzept der „*Geschlechtsidentität*“ (Schweizer, 2010, S. 13), im Sportunterricht auf weitreichende Weise positiv beeinflusst werden kann.
4. In dem Prozess der Steigerung des geschlechtsspezifischen Konzeptes bietet der Sportunterricht einen Ort *der Männlichkeitskonstruktion*. Er kann optimal genützt werden, um „geschlechtersensible Bubenarbeit“ (Brandfellner, 2010, S. 3 ff.) zu leisten. So kann den Problemen rund um das Schönheitsideal, aber gleichzeitig auch der Hegemonie und somit dem Schönheitsideal selbst entgegengewirkt werden.
5. Aufgrund der in dieser Arbeit ausführlich diskutierten „*konstruktiven* Interferenz“ (Engel & Reid, 2006, S. 353) zwischen den Schönheitsdimensionen der beiden Geschlechter gehört auch die „Mädchenarbeit“ (Diketmüller, 2010, S. 6 ff.) zu einem Bereich, der den Bewegungs- und Sportunterricht dazu befähigt, gegen den Adonis-Komplex anzukämpfen.

Alles in allem lässt sich der Bewegungs- und Sportunterricht damit als *Chance* beschreiben, den Problematiken rund um den Adonis-Komplex entgegenzuwirken und Jungen dabei zu unterstützen, zu gesunden, selbstbestimmten und reflektierten Männern zu werden. Der Bewegungs- und Sportunterricht hat die Möglichkeit, auf der Ebene des Einzelnen bezüglich seiner „Selbstkonzept[e]“ (Wild & Möller, 2009, S. 180) einzuwirken. Jungen sollen sozusagen ‚von innen heraus‘ dafür gewappnet werden, mit dem gesellschaftlichen Schönheitsdruck und den Problematiken rund um das Schönheitsideal auf gesunde Weise umzugehen. Somit ist der Bewegungs- und Sportunterricht ein Bereich der *Prävention* gegen den Adonis-Komplex. Weil jedoch viele Jungen bereits Unzulänglichkeitsgefühle bezüglich ihrer Körper empfinden und diesen im Bewegungs- und Sportunterricht auf vielfältige Weise zum Ausdruck bringen können, kann der Sportunterricht auch als Feld der *Intervention* betrachtet werden. In Hinblick auf die klinischen Formen des Adonis-Komplexes soll jedoch vorsichtshalber von dem Begriff der *Intervention* abgesehen werden, denn der Sportunterricht kann und soll natürlich keine Therapie ersetzen. So gesehen soll der Bewegungs- und Sportunterricht als *umfassende Präventionschance für Facetten des Adonis-Komplexes* verstanden werden.

Gleichzeitig – und hier darf der Begriff der *Intervention* Verwendung finden – kann der Bewegungs- und Sportunterricht auch gegen das Schönheitsideal selbst ankämpfen, indem er Stereotype bewusst macht, über die Tücken und Probleme des Schönheitsideals aufklärt oder – und dies in besonderem Maße – Alternativen zur Hegemonie anbietet.

8 Conclusio und Ausblick

Die Ziele dieser Arbeit lauteten:

1. ein soziales *Schönheitsverständnis* zu skizzieren;
2. die *Reduktion des Begriffsgehaltes* der Schönheit detaillierter zu betrachten und herauszufinden, *warum man(n) generell schön sein will*;
3. die *Gesetzmäßigkeiten des männlichen Schönheitsideals* zu beschreiben;
4. die wesentlichen *soziokulturelle Ursachen für das männliche Schönheitsideal* (Körpergröße und Körpertyp) aufzuzeigen;
5. den *Fokus von einer soziokulturellen auf eine persönliche Ebene zu heben*, sprich die Einwirkungen des Schönheitsideals auf den Einzelnen zu betrachten;
6. die *daran angelehnten Konsequenzen des männlichen Schönheitsideals* aufzuzeigen, um schließlich
7. die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals im bzw. für den Bewegungs- und Sportunterricht zu ermitteln.

Jeder einzelne dieser Zielbereiche wurde in einem eigenen Kapitel behandelt. Die gewonnenen Erkenntnisse sollen nun komprimiert noch einmal dargelegt werden.

Kapitel 1 zeigt auf, dass die *Gesetzmäßigkeiten* der menschlichen Schönheit ein Produkt aus soziokulturellen sowie evolutionsbiologischen Faktoren sind. Es wurde die Frage geklärt, weshalb eine Beschränkung des *Begriffsgehaltes* auf eine plakative, demonstrative, äußere Schönheit stattfand.

In Kapitel 2 wurde das u.a. dadurch zu beantworten versucht, indem auf die schnellebige, informationsüberflutende Charakteristik des 21. Jahrhunderts hingewiesen wurde. Die Soziokultur, so wurde dargelegt, ist auf eine Art und Weise strukturiert, dass der äußeren Schönheit ein enorm hoher Stellenwert zukommt und dem attraktiven Äußeren Vorteile in beinahe allen Lebensbereichen verschafft. Letztlich konnte in diesem Kapitel auch herausgearbeitet werden, dass die sozioökonomischen Anforderungen der Frau den Schönheitsdruck des Mannes nicht mindern, denn Schönheit ist nach wie vor ein Mittel für den sozioökonomischen Erfolg.

Auch der Mann steht unter einem gesellschaftlichen Druck, schön zu sein.

In Kapitel 3 wurden die *Gesetzmäßigkeiten* der Schönheit betrachtet und es wurde verdeutlicht, nach welcher Schönheit der Mann eigentlich trachtet. Es wurde deutlich,

dass das männliche Schönheitsideal der Gegenwart eine durchgängige „personification of power“ (Dutton, 1995, S. 357, zit. n. Jefferson, 1998, S. 79) ist.

Die soziokulturelle Erklärung hierfür wurde in Kapitel 4 erbracht: Das männliche Schönheitsideal umfasst durchwegs übermächtige Attribute, da es die Hegemonie als Männlichkeitsideal verkörpert. Darüber hinaus konnte aufgezeigt werden, dass die Extreme, die das männliche Schönheitsideal kennzeichnen, auch auf den Schönheitspraktiken der Frau gründen.

Kapitel 5 beleuchtet, welche Folgen das Schönheitsideal als solches für den Einzelnen haben kann. Es wurde gezeigt, dass das Schönheitsideal eine gesellschaftliche und eine persönliche Vergleichsgrundlage bietet, die zum Selbstwert eines Menschen beitragen. Dieser Vergleich hat einen Einfluss auf den *social esteem* des Menschen und auf sein „Selbstkonzept des Aussehens“ (Wild & Möller, 2009, S. 181). Unweigerlich verschärft sich damit der in Kapitel 2 beschriebene Druck des Mannes, schön zu sein. Basierend auf Kapitel 4 wurde darauf hingewiesen, dass der Selbstwert des Mannes im besonderen Maße von seiner Körperlichkeit abzuhängen scheint, da diese als Barometer seiner Männlichkeit fungiert.

Schließlich wurde von einem kreisförmigen Selbstwertprozess zwischen *social esteem* und „Selbstkonzept“ (ebda, S. 181) berichtet. Da ein positiver Einfluss auf den *social esteem* einer Person schwer zu initiieren scheint, präsentierte sich in der vorliegenden Diplomarbeit eine Stärkung des „Selbstkonzept[es]“ (ebda, S. 181) als einzig möglicher ‚breaking point‘ gegen einen negativen Selbstwert, hervorgerufen durch das Schönheitsideal.

In Kapitel 2 trat schließlich die Konsequenz des Schönheitsideals als gesellschaftliche bzw. persönliche Vergleichsgrundlage in Form des *Adonis-Komplexes* zutage. Dieser wurde als ein fließendes Kontinuum beschrieben, das bei Körperunzufriedenheit beginnt und bei zahlreichen klinischen Störungsbildern endet. Darauf aufbauend wurde davon berichtet, dass von einer starken Tendenz hin zu einer männlichen Körperunzufriedenheit gesprochen werden kann. Besonders bei Jungen stellte sich Körperunzufriedenheit als eine nicht zu unterschätzende Problematik dar. Doch auch die manifesten Störungsbilder sind bei dem Jungen bzw. beim Mann nicht zu unterschätzen.

Darüber hinaus wurden die Praktiken beschrieben, die von harmlos bis gesundheitsschädlich reichen und dem Schönheitsideal geschuldet sind. Die in diesem Zusammenhang erwähnte fehlende Rede- und Gesprächskultur lässt annehmen, dass viele Jungen und Männer im Stillen leiden.

Das letzte Kapitel versuchte schließlich herauszufinden, welche Bedeutung nun dem Schönheitsideal bzw. dem Adonis-Komplex *im* und *für* den Bewegungs- und Sportunterricht zukommt. Dabei zeigte sich, dass der Lehrplan zumindest implizit fordert, das männliche Schönheitsideal bzw. den daraus folgende Adonis-Komplex zu thematisieren. Somit ist die Bedeutung des männlichen Schönheitsideals bzw. des Adonis-Komplexes *für* den Bewegungs- und Sportunterricht gegeben.

Allgemein hat sich gezeigt, dass die beiden Achsen der „[k]ritisch-konstruktive[n] Auseinandersetzung“ und der „Steigerung des „Selbstwertgefühl[s] Einzelner“ (bm:uk, 2000), die der Lehrplan bereithält, als Grundlagen für diese Maßnahmensetzung herangezogen werden können. Bezüglich der ersten Achse haben sich die folgenden Grundsatzbedingungen ergeben:

1. Bewusstmachung der Stereotype
2. Wissensgenerierung

Hinsichtlich der zweiten Achse konnten zwei Grundsatzbedingungen aufbereitet werden:

1. Geschlechtersensible Bubenarbeit implementieren
2. Geschlechtersensible Mädchenarbeit vorantreiben

Alles in allem lässt sich der Bewegungs- und Sportunterricht damit als *Chance* begreifen. Er kann auf der persönlichen Ebene des Einzelnen oder aber auch auf der gesellschaftlichen Ebene des Ideals ansetzen. Allgemein also ist der Bewegungs- und Sportunterricht als „gesundheits- und bewegungsfördernder Lebensraum“ (bm:uk, 2000) zu verstehen, der eine *umfassende Präventionschance für einen breiten Anteil des Kontinuums des Adonis-Komplexes* bietet, und ermöglicht eine *Interventionschance gegen das Schönheitsideal*.

Bezüglich eines Forschungsausblicks lassen sich vier Fragen formulieren, die einer Beantwortung harren:

1. Was wissen Bewegungs- und Sportlehrerinnen bzw. Bewegungs- und Sportlehrer über den Adonis-Komplex bzw. die Problematiken rund um das Schönheitsideal?
2. Wie schätzen sie die Bedeutung des Adonis-Komplexes *im* und *für* den Bewegungs- und Sportunterricht ein? Sind sie sich der hohen Relevanz dieser Thematik für ihr Fach bewusst?
3. Wenn nein, was könnte getan werden, um Bewusstsein zu schaffen?
4. Wenn ja, finden die in dieser Arbeit dargelegten Grundsatzbedingungen für die Praxis ihre Anwendung bzw. wie gehen Bewegungs- und Sportlehrer mit dem

Schönheitsideal und seinen Tücken in ihrem Unterricht um? Sind diese Maßnahmen erfolgreich bzw. ob und wie können sie verbessert werden?

Ein Erkenntnisgewinn in diesen Bereichen würde die in dieser Arbeit doch sehr grundlegenden Erkenntnisse vertiefen und erweitern. Darin läge die Hoffnung, dass die in dieser Arbeit beleuchtete Relevanz des Schönheitsideals für den Sportunterricht und die Dringlichkeit der Maßnahmensetzung diesbezüglich auch tatsächlich und auf effektive Weise ihren Weg in die Unterrichtspraxis finden.

9 Literaturverzeichnis

- Aronson, E., Wilson, T. D. & Akert, R. M. (2008). *Sozialpsychologie* (6., aktualisierte und überarbeitete Auflage). München: Pearson Studium.
- Ayaß, R. (2008). *Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer Urban Taschenbücher.
- Baghurst, T., Hollander, D., Nardella, B. & Haff, G. (2006). Change in sociocultural ideal male physique. An examination of past and present action figures. *Body Image* 3, 87–91.
- Benecke, A. (2008). Verhaltenstherapie der Adipositas. In S. Herpertz, S. Zipfel & M. de Zwaan, *Handbuch Essstörungen und Adipositas* (S. 328-333). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Besier, G. (2012). *Weder gut noch böse. Warum sich Menschen wie verhalten*. Berlin: LIT Verlag.
- Böhnisch, L. (1996). *Pädagogische Soziologie. Eine Einführung*. München: Juventa Verlag.
- Bordo, S. (1999). *Feminist Interpretations of René Descartes*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Bordo, S. (2003). *Unbearable Weight. Feminism, Western Culture, and the Body*. Los Angeles, Berkeley: University of California Press.
- Borodajkewycz, K., Görlich, B., Schneck, M. & Thomas, N. (2002). Evolutionspsychologische Modelle der physischen Attraktivität. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 273-295). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Bourdieu, P. (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brandfellner, M. (2010). Bubenarbeit. Ein vernachlässigtes Thema in Bewegung und Sport. In Schriftreihe des Frauenforum & Sport (S. 2-13), *Bubenarbeit. Unterrichtsbehelf für BewegungserzieherInnen, die Mädchen oder Buben unterrichten*. Krems: FrauenForumBewegung&Sport.
- Brazda, F., Hunek, N. & Kämpfer, M. (2002). Der Schönheitsbegriff in der Antike. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 15-26). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Breitenbach, E. (2000). *Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. Eine fallkonstruktive Untersuchung von Gleichaltrigengruppen*. Hemsbach: Leske + Budrich.
- Brown, B. (2007). *I thought it was just me (but it isn't). Telling the truth about perfectionism, inadequacy and power*. New York: Gotham Books.
- Brown, B. (2010). *The Gifts of Imperfection. Let Go of Who You Think You're supposed to Be and embrace Who You Are*. Minnesota: Hazelden Publishing.
- Brunner, R. & Resch, F. (2008). Diätverhalten und Körperbild im gesellschaftlichen Wandel. In S. Herpertz, S. Zipfel & M. de Zwaan, *Handbuch Essstörungen und Adipositas* (S. 9-11). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

- Buddeberg-Fischer, B. (2000). *Früherkennung und Prävention von Eßstörungen. Eßverhalten und Körpererleben bei Jugendlichen*. Stuttgart: Schattauer.
- Burns, T. (1992). *Erving Goffman*. New York: Routledge.
- Buss, D. M. (1989). Sex Differences in Human Mate Preferences: Evolutionary Hypotheses Tested in 37 Cultures. *Behavioral and Brain Sciences* 12, 1-49.
- Clifford, M. M. & Walster, E. (1973). The effect of physical attractiveness on teacher expectations. *Sociology of Education* 46, 248-258.
- Connell, R. W. (1987). *Gender and power. Society, the person, and sexual politics*. Cambridge: Stanford University Press.
- Connell, R. W. (1993). The Big Picture. Masculinities in Recent World History. *Theory and Society* 22, 597-623.
- Connell, R. W. (2002). Debates about men, new research on masculinities. In S. Scraton & A. Flintoff, *Gender and Sport. A Reader* (S. 161-168). New York: Routledge.
- Connell, R. W. (2005). *Masculinities* (2., aktualisierte und überarbeitete Auflage). Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Connell, R. W. (2006). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise der Männlichkeiten* (3., aktualisierte und überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Currie, C., Zanotti, C., Morgan, A., Currie, D., de Looze, M., Roberts, C., Samdal, O., Smith, O. & Barnekow, V. (2012). *Social determinants of health and well-being among young people. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) study. International report from the 2009/2010 survey*. Copenhagen: WHO Regional Office for Europe.
- Daszkowski, A. (2003). *„Das“ Körperbild bei Frauen und Männern. Evolutionstheoretische und kulturelle Faktoren*. Marburg: Tectum Verlag.
- De Zwaan, M. & Mühlhans, B. (2008). Atypische Essstörung und Binge-Eating-Störung. In S. Herpertz, S. Zipfel & M. de Zwaan, *Handbuch Essstörungen und Adipositas* (S. 24-28). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Degele N. & Dries, C. (2005). *Modernisierungstheorie*. Stuttgart, Paderborn: Wilhelm Fink Verlag GmbH & Co. KG
- Delaney, T. & Madigan, T. (2009). *The sociology of sports. An introduction*. Jefferson: McFarland & Company
- Dion, K. (1973). Young children's stereotyping of facial attractiveness. *Developmental Psychology* 9, 183-188.
- Dion, K., Berscheid, E. & Walster, E. (1972). What is beautiful is good. *Journal of Personality and Social Psychology* 24, 285-290.
- Dobner, C., Reitmayr, V., Spazierer, I. & Tiefenbacher, K. (2002). Welche Rolle spielt für Frauen die physische Attraktivität ihres Partners. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 297-311). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Donaldson, M. (1993). What is Hegemonic Masculinity? *Theory and Society* 22, 643-657.
- Dreßler, R. (2011). Vom Patriarchat zum androgynen Lustobjekt. 50 Jahre Männer im stern. In C. Holtz-Bacha, *Stereotype? Frauen und Männer in der Werbung* (2., aktualisierte und erweiterte Auflage) (S. 136-166). VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.

- Dworkin, S. L. & Wachs, F. L. (2000). The Morality/Manhood Paradox. In J. McKay, M. A. Messner & D. Sabo, *Masculinities, Gender Relations, and Sport* (47-66). London: Sage Publications Ltd.
- Ebner, B., Gathmann, S. & Wiedermann, A. (2002). Schönheit und der Haloefekt. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 187-204). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Eckstein, L. (1937). *Psychologie des ersten Eindrucks*. Michigan: J.A. Barth.
- Engel, T. & Reid, P. (2006). *Physikalische Chemie*. München: Pearson Studium.
- Engländer, I., Groiß, I., Schennach, S. & Soswinski, A. (2002). Schönheit aus der Sicht des Feminismus. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 65-99). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Fegter, S. (2012). *Die Krisen der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit. Kinder, Kindheiten und Kindheitsforschung*. Heidelberg: Springer VS.
- Felson, R. B. (1980). Physical attractiveness, grades and teachers' attributions of ability. *Representative Research in Social Psychology* 11, S. 64-71.
- Fichter, M. M. (2009). *Magersucht und Bulimie. Mut für Betroffene, Angehörige und Freunde* (2., aktualisierte Auflage). Prien am Chiemsee: Karger.
- Fink B., Grammer, K., Mitteroecker, P., Gunz, P., Schaefer, K., Bookstein, F.L. & Manning, J. T. (2005), Second to fourth digit ratio and face shape. *Proceedings of the royal society*. Download am 21.3.2013 von http://evolution.anthro.univie.ac.at/institutes/urbanethology/resources/articles/articles/publications/P2167_S.PDF
- Florschütz, G. (2005). *Sport in Film und Fernsehen. Zwischen Infotainment und Spektakel*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Foucault, M. (1979). *Discipline and Punish. The Birth of the Prison*. New York: Vintage.
- Fraas, C., Meier, S. & Pentzold, C. (2012). *Online-Kommunikation. Grundlagen, Praxisfelder und Methoden*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- Freese, J. (2002). Der Bundesverband Deutscher Personal Trainer. Eine Ist-Zustandsbeschreibung. In E. Kieß (Hrsg.), *Personal Training. Idee, Konzept, Marketing* (S. 181-193). Düsseldorf: VDM.
- Freese, J. (2003). *Personal Training. The Practice Book*. Köln: Deutscher Trainer-Verlag.
- Frey-Vor, G., Siegert, G. & Stiehler H.-J. (2008). *Mediaforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Gangestad, S. W., Thornhill, R. & Yeo, R. A. (1994). Facial attractiveness, developmental stability, and fluctuating asymmetry. *Ethology and Sociobiology* 15, 73-85.
- GfK Austria GmbH (2011). Österreich. Der Traum von Supermännern und Superfrauen [Bericht]. Download am 26.07.2012 von http://www.gfk.at/public_relations/pressreleases/articles/007465/index.de.html
- Giel, K. E., Zifpel, S., Alizadeh, M., Schäffeler, N., Zahn, C., Wessel, D., Hesse, F. W., Thiel, S. & Thiel, A. (2012). Stigmatization of obese individuals by human resource professionals. An experimental study. *BMC Public Health* 2012 12(525), 1-19.
- Gläser, J. & Laudel, G. (2010). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse* (4., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Goffman, E. (2001). *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Grogan, S. & Richards, H. (2002). Body Image. Focus Groups with Boys and Men. *Men and Masculinities* 4(3), 219-232.
- Hanko, M. F. (2002). Schönheit im Zeitalter der Massenmedien. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 137-156). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Hartmann-Tews, I. & Luetkens, S. A. (2003). The Inclusion of Women into the German Sport System. In G. Pfister & I. Hartmann-Tews (Hrsg.), *Sport and Women: Social Issues in International Perspective* (S. 53-69). New York: Routledge.
- Hartmann-Tews, I., Gieß-Stüber, P., Klein, M.- L., Kleindienst-Cachay, C. & Petry, K. (2003). *Die soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*. Hemsbach: Leske + Budrich.
- Hearn, J. (1987). *The Gender of Oppression. Men, Masculinity and the Critique of Marxism*. Brighton: Wheatsheaf Books.
- Hejj, A. (1996). *Traumpartner. Evolutionspsychologischer Aspekte der Partnerwahl*. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.
- Hergovich, A. (2002). Einleitung. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 7-14). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Hirschauer, S. (1993). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Hölling, H. & Schlack, R. (2007). Essstörungen im Kindes- und Jugendalter. Erste Ergebnisse aus dem Kiner- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt* 50, 794-799.
- Honegger, C. (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Bm:uk (2000). Bewegung und Sport. Download am 16.3.2013 von http://www.bmukk.gv.at/medienpool/788/bewegungundsport_ust.pdf
- Ingham, G. (2008). *Capitalism. Key Concepts*. Cambridge: Polity Press.
- Jefferson, T. (1998). Muscle, 'Hard Men' and 'Iron' Mike Tyson: Reflections on Desire, Anxiety and the Embodiment of Masculinity. *Body and Society* 1(4), 77-98.
- Jones, D. C., Bain N. & King, S. (2008). Weight and muscularity concerns as longitudinal predictor of body image among early adolescent boys. A test of the dual pathways model. *Body Image* 5, 195-204.
- Jösting, S. (2008). Männlichkeit und geschlechtshomogene Praxis bei Jungen. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 45-60). Warschau: Verlag Barbara Budrich.
- Judge, T. A. & Cable, D. M. (2004). The Effect of Physical Height on Workplace Success and Income. Preliminary Test of a Theoretical Model. *Journal of Applied Psychology*. 89(3), 428-441.
- Kamberovic, R. (1999). Fitnesswirtschaft in Deutschland. In G. Trosien (Hrsg.), *Die Sportbranche. Wachstum – Wettbewerb – Wirtschaftlichkeit* (S. 236-254). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Karren, U. (1986). *Die Psychologie der Magersucht. Erklärung und Behandlung von*

Anorexia Nervosa. Stuttgart: Verlag Hans Huber.

- Kasten, H. (1996). *Weiblich-männlich. Geschlechtsrollen und ihre Entwicklung*. Berlin: Springer.
- Kenrick, D. T., Groth, G. E., Trost, M. R. & Sadalla, E. K. (1993). Integrating evolutionary and social exchange perspectives on relationships: Effects of gender, self-appraisal, and involvement level on mate selection criteria. *Journal of Personality and Social Psychology* 64, 951-969.
- Kenrick, D. T., Sadalla, E. K., Groth, G., & Trost, M. R. (1990). Evolution, traits, and the stages of human courtship: Qualifying the parental investment model. *Journal of Personality* 58, 97-116.
- Ketelhut, R. G., Akman, Ö & Ketelhut, S. (2011). Blutdruck und Herzfrequenz in Ruhe und bei Belastung bei Kindern im Einschulungsalter. *Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin*, 62(2), S. 32-35.
- Klimont, J., Kytir, J. & Leitner, B. (2007). *Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007. Hauptergebnisse und methodische Dokumentation*. Wien: Statistik Austria & Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend.
- Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor A. & Zimmermann, P. (2009). *Jungen - Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Korte, H. (2004). *Soziologie*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Kotler, P. & Armstrong, G. (2010). *Principles of Marketing*. New Jersey: Pearson.
- Krüger, M. (2011). *Bildung im Sport. Beiträge zu einer zeitgemäßen Bildungsdebatte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krugovoy Silver, A. (2002). *Victorian Literature and the Anorexic Body*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kühnhanss, C. (2003). *BeWerben ist Werben. Die ultimativen Tipps und Tricks zu Bewerbung und Stellensuche*. Bern: Navigas.
- Ladurner, J., Gerger, M. Holland, W. W., Mossialos, E., Merkur, S., Stewart, S., Irwin, R. & Soffried, J. (2011). *Public Health in Austria. An analysis of the status of public health. Observatory Studies 24. World Health Organization*. Copenhagen: European Observatory on Health System and Policies.
- Lindmeier, K. & Wallner M. (2002). Babyface. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 215-227). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Manning J. T., Scutt, D & Lewis-Jones, D. I. (1998) Developmental stability, ejaculate size, and sperm quality in men. *Evolution and Human Behaviour* 19. 273-282.
- Martinek, T. J. (1981). Physical attractiveness. Effects on teacher expectations and dyadic interactions in elementary age children. *Journal of Sport Psychology* 3, 196-205.
- McCreary, D. R. & Saucier, D. M. (2009). Drive for muscularity, body comparison, and social physique anxiety in men and women. *Body Image* 6, 24-30.
- Messner, M. (2009). *It's all for the Kids: Gender, Families, and Youth Sports*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Meuser, M. (2008). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von*

Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland (S. 33-44). Warschau: Verlag Barbara Budrich.

- Meuser, M. (2010). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (3., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mishkind, M. E., Rodin, J., Silberstein, L. R., Striegel-Moore, R. H. (1986). The Embodiment of Masculinity. Cultural, Psychological, and Behavioral Dimensions. *The American Behavioral Scientists* 29, 5. 545- 562.
- Montaigne, M. E. (1957). *The complete essays of Montaigne*. Stanford: Stanford University Press.
- Moore, P. L. (1997). Feminist Bodybuilding, Sex, and the Interruption of Investigative Knowledge. In P. L. Moore (Hrsg.), *Building Bodies* (75-86). New Brunswick, New Jersey, London: Rutgers University Press.
- Müller, I. & Schuster, S. (2002). Was zeichnet ein schönes Gesicht aus? In A., Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 205-213). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Neutzling, R. & Schnack, D. (1996). *Kleine Helden in Not* (6., überarbeitete Auflage). Köln: rororo-Mann.
- Nietzsche, F. (2008). *Beyond Good and Evil*. Rockville: Serenity Publishers.
- Nodelman, P. (2002). Making boys appear: The Masculinity of Children's Fiction. In J. Stephens (Hrsg.), *Ways of being Male. Representing Masculinities in children's literature and film* (1-14). London: Routledge.
- Offermann, P. (2011). *Der Ball ist Rund...und ein Spiel dauert 35 Stunden! Fußball*. Norderstedt: Books on Demand GmbH.
- Papel, I. D., Frodel, J. L., Holt, R. G., Larrabee, W. F, Nachlas, N. E., Park, S. S., Sykes, J. M. & Toriumi, D. M. (2009). *Facial Plastic and Reconstructive Surgery*. New York: Thieme.
- Pauls, J. (2011). *Das große Buch von Krafttraining*. München: Copress Verlag.
- Pökl, M. & Schafler, H. (2002). Ist ein schönes Gesicht Indikator für Gesundheit oder Fruchtbarkeit? In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 229-253). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Pope, H. G., Phillips, K. A. & Olivardia, R. (2001). *Der Adonis Komplex. Schönheitswahn und Körperkult bei Männern*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH.
- Preamble to the Constitution of the World Health Organization as adopted by the International Health Conference, New York, 19 June - 22 July 1946; signed on 22 July 1946 by the representatives of 61 States (Official Records of the World Health Organization, no. 2, p. 100) and entered into force on 7 April 1948. The definition has not been amended since 1948.
- Pröglhöf, P. & Mixday-Schima, M. (2002). Schönheit aus kultureller Perspektive. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 101-114). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Schaefer, M. (2012). *Wörterbuch der Ökologie* (5., überarbeitete Auflage). Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Scheier, C. & Held, D. (2006). *Wie Werbung wirkt. Erkenntnisse des Neuromarketing*. München: Rudolf Haufe Verlag GmbH & Co. KG.

- Schmidt, W. (16. September 2011). Pfauendämmerung. Das Ende der Eitelkeit. Ein Männerheft. *Süddeutsche Zeitung Magazin*, 37, S. 5-8.
- Schott, R. & Wohlmuth, P. (2002). Schopenhauers Betrachtung der Schönheit. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 43-63). Wien: WUV-Universitätsverlag. S. 43-63.
- Schweizer, K. (2010). Grundlagen der psychosexuellen Entwicklung und "ihrer Störungen". In G. Duttge, W. Engel & B. Zoll (Hrsg.), *Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttinger Schriften zum Medizinrecht. Band 10* (S. 11-36). Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Siegert, G. & Brecheis, D. (2010). *Werbung in der Medien und Informationsgesellschaft. Eine kommunikationswissenschaftliche Einführung. Lehrbuch* (2., überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sielert, U. (2010). *Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 2* (4., überarbeitete Auflage). Weinheim, München: Juventa.
- Singler, A. & Treutlein, G. (2010). *Doping – von der Analyse zur Prävention* (2., überarbeitete Auflage). Aachen: Meyer & Meyer Verlag.
- Sinzinger, A. (2002). Die Reaktion von Kindern auf physische Attraktivität. In A. Hergovich (Hrsg.), *Psychologie der Schönheit. Physische Attraktivität aus wissenschaftlicher Perspektive* (S. 177-185). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Slater, A., Von der Schulenburg, C., Brown, E., Badenoch, M., Butterworth, G., Parsons, S., & Samuels, C. (1998). Newborn infants prefer attractive faces. *Infant Behavior and Development* 21, 345–354.
- Smith, G. (2006). *Erving Goffman*. New York: Routledge.
- Snyder, M., Tanke, E. & Berscheid, E. (1977). Social perception and interpersonal behavior: On the self-fulfilling nature of social stereotypes. *Journal of Personality and Social Psychology* 35, 656-666.
- Stangor, C. & Schaller, M. (1996). Stereotypes as Individual and Collective Representations. In C. N. Macrae, C. Stangor & M. Hewstone (Hrsg.), *Stereotypes and Stereotyping* (3-40). New York: Guilford Publications.
- Stanley, L. (2005). Should 'sex' really be 'gender' – or 'gender' really be 'sex'. In S. Jackson & S. Scott (Hrsg.), *Gender. A sociological reader* (31-41). New York: Routledge.
- Statistik Austria (2012). *Gesundheitsausgaben in Österreich*. Download am 2.3.2012 von http://statistik.at/web_de/statistik/gesundheit/gesundheitsausgaben/index.htm
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden (2005). Pressebroschüre. Leben in Deutschland. Haushalte, Familien und Gesundheitsergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden: DESTATIS Wissen. Nutzen. Download am 13.8.2012 von https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/HaushalteFamilienGesundheitTabellenanhang5122120059004.pdf?__blob=publicationFile
- Storkebaum, A. (2002). Zukunft 'Personal Training im Unternehmen'. Gesundheitsvorsorge – Kostensenkung – Mitarbeitermotivation. In E. Kieß (Hrsg.), *Personal Training. Idee, Konzept, Marketing* (S. 195-212). Düsseldorf: VDM.
- Strack, M. (2004). *Sozialperspektivität. Theoretische Bezüge, Forschungsmethodik und wirtschaftspsychologische Praktikabilität eines beziehungsdiagnostischen Konstrukts*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.

- Tertilt, H. (1996). *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Thornhill, R. & Grammer, K. (1999). The Body and Face of Woman: One Ornament that signals quality? *Evolution and Human Behaviour* 20, 105-120.
- Trappel, Josef (2007): *Online-Medien - Leistungsprofil eines neuen Massenmediums*. Konstanz. (UVK).
- Trujillo, N. (2001). Machines, Missiles, and Men: Images of the Male Body on ABC's Monday Night Football. A. Yiannakis & J. M. Melnick, *Contemporary Issues in Sociology of Sport* (223-236). Champaign: Human Kinematics.
- Vogt, I. (2009). Männer, Körper, Doping. In H. Stöver (Hrsg.), *Männer im Rausch. Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten im Kontext von Rausch und Sucht. Studien Interdisziplinärer Geschlechterforschung*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Von Honer, A. (2011). *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wahler, P. (2008). Sport – mit Bewegung lernen. In P. Wahler, C. J. Tully & C. Preiß, *Jugendliche in neuen Lernwelten. Selbstorganisierte Bildung jenseits institutioneller Qualifizierung* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 125-14). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Walster, E., Aronson, V., Abrahams, D. & Rottman, L. (1966). The importance of physical attractiveness in dating behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 508-516.
- Wendt, E. V. (2009). *Sexualität und Bindung. Qualität und Motivation sexueller Partnerschaften im Jugend und jungen Erwachsenenalter*. München, Weinheim: Juventa.
- Whitley, B. & Kite, M.E. (2009). *The Psychology of Prejudice and Discrimination*. Independence: Wadsworth Publishing.
- Wild, E. & Möller, J. (2009). *Pädagogische Psychologie*. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Winter, R. & Neubauer, G. (2004). Ein normales „Muss“: Jungen und Gesundheit. In T. Altgeld Thomas (Hrsgs), *Männergesundheit. Neue Herausforderungen für Gesundheitsförderung und Prävention* (S. 35-48). Weinheim & München: Juventa.
- Wogalter, M. S. & Hosie, J. A. (1991). Effects of cranial and facial hair on the perceptions of age and person. *Journal of Social Psychology* 131, 589-591.
- Wölfling, B. (2008). *Sportökonomische Einflussfaktoren und Besonderheiten für die strategische Planung multifunktionaler Sportanbieter im Lichte des Wandels der Sportstrukturen. Eine empirisch analytische Langzeitbetrachtung*. Dissertation, Institut für Europäische Sportentwicklung und Freizeitforschung der Deutschen Sporthochschule Köln.
- Woolfolk, A. & Schönplugh, U. (2008). *Pädagogische Psychologie*. München: Pearson.

10 Anhang

10.1 Nennungen im Zuge der Vergleichsaufgabenstellung Hegemonie/Wirklichkeit

Tabellenabkürzungen:

- Unterkategorie = UK
- KM = ‚Männer, die ich kenne (sind/haben/...) ...‘
- EM = ‚Echte Männer (sind/haben/...) ...‘
- + = Antwort trifft zu
- - = Antwort trifft nicht zu

Die die jeweiligen Antworten begleitende Zahl stellt dabei die Anzahl der Nennungen dar.

Tab. 2: Die kategorisierten Antworten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung des Vereins POIKA zum ‚Thema Bubenarbeit im internationalen Vergleich‘

UK	KM +	KM -	EM +	EM -
1.	Vertraut; liebevoll; feinfühlig; einfühlsam; gefühlvoll; sanft; trösten; verständnis- voll; empathisch; emotional intelligent; zärtlich; leiden- schaftlich; herzlich: 42 Selbstzweifelnd; manchmal verloren; unsicher; in einer Krise; problembela- den; grübelnd; manch- mal überfordert; denken über sich und ihre Rolle nach; nachdenklich; zeigen Unsicherheit; manch- mal einsam; kämpfen mit ihrer Männlichkeit;	Stellen sich immer als stark dar: 2 Lachen nie: 1 Weinen selten: 1 Rational: 1 Belastbar: 1	Sanft; einfühlsam: 2 Geben Schwächen zu: 1 Humorvoll: 1	Hart; keine Weicheier; belastbar; alles aus- haltend; Indianer, die keinen Schmerz kennen; nehmen Konflikte nicht persön- lich; unverwundbar; keine Waschlappen; dürfen keine Schwä- chen zeigen; halten was aus; ein Anleh- nungsort; bleiben stark in Krisen: 21 Weinen nicht; weinen nie; sollen sich nicht wie Mädchen verhalt- en, indem sie weinen, zeigen keine Gefühle; können Gefühle verbergen: 10

	mit sich selbst unzufrieden; sensibel; möchte-gerne hart; emotional: 37 Verspielt; humorvoll; lachen gerne; lachen viel; witzig; lustig: 20 (Selbst-)Reflektiert: 5 Weinen; weinen manchmal: 3 Träumer; erzählen morgens ihre Träume: 3			Rational; zweckrational; sachlich; kühl; Strategen; emotional defizitär; nicht zu emotional; pragmatisch; logisch denkend: 9
2.	Spontan; flexibel; experimentierfreudig; unternehmenslustig: 6 Vielseitig; vielfältig; alles mögliche: 3 Mutig; couragiert: 3 Weltoffen: 1	Schüchtern; feig; ängstlich; zurückhaltend; haben Angst; laufen vor Schwierigkeiten davon; zeigen Angst: 7 Verwenden einen Helm, wenn sie Fahrrad fahren: 1	Mutig; Draufgänger; risikofreudig: 5 Haben keine Angst: 1	
3.	Stark: 7 Groß: 1	Schwach; verletzlich; wehleidig: 6 Klein: 1 Dünn: 1	Stark (bis stärker); müssen stark sein; kräftig; körperlich stark; demonstrieren Stärke; muskulös: 58 Groß; stattlich: 8 Brauchen keinen Arzt: 1	0
4.	Sportlich; spielen Fußball; sind	Unsportlich; an Sport nicht interessiert: 3	Sportlich; körperlich fit; gesund; interessie-	0

	Fußballbegeistert: 17		ren sich für Sport; mögen Fußball: 18	
5.		Eitel; achten auf ihr Äußeres: 4 Lange Haare: 1	Tiefe Stimmen: 2 Tragen Hosen: 1 Kurze Haare: 1	0
6.		Dick; haben einen Bierbauch: 2	Attraktiv; sexy; herzeigbar: 3	0
7.	Sind heterosexuell: 2 Sind emanzipatorisch: 1 Spaß am Sex: 1	Homosexuell: 3 Bisexuell: 1 Angst vor Homosexu- ellen: 1	Gerne Sex; wollen immer Sex; legen Frauen flach; sexuell aktiv; zeugen Kinder; Virilität: 7 Heterosexuell: 7 Potent: 1 ,Männliche Geschlechtsteile': 1	0
8.	Gewaltbereit; zu Gewalthandlungen bereit: 2	Gewaltlos: 1 Gehen zum Zivildienst: 1	Lösen Konflikte gewalttätig: 2 Soldat; Militär: 2 Kämpfen gerne: 2 Beschützend; vertei- digt sich und seine Familie notfalls mit der Waffe: 1	0
9.	Rechthaberisch; besserwisserisch: 4 Wollen immer das letzte Wort haben und	Gemütlich; locker: 2 Nachgiebig: 1 Nicht immer eloquent: 1	Durchsetzungsfähig; Durchsetzungskraft; können sich behaup- ten; unnachgiebig; dominant; müssen	Cool; locker: 4

	haben das auch; setzen sich durch; durchsetzungsstark: 3 diskussionsfreudig; diskutierend: 3 Laut: 2		ihren Mann stehen können; können sich durchsetzen; gehen in die Offensive, beweisen sich: 29 Konkurrieren mit anderen Männern; wollen immer der Beste sein; machtbewusst; wollen von anderen Männern beneidet werden; wollen über allem stehen: 5 Lassen sich nichts gefallen: 1 Eloquent: 1 Laut: 1	
10.	Selbstbestimmt; Selbständig: 4 Übernehmen Verantwortung; verantwortungsbewusst: 2	Trauen sich nicht nach dem Weg fragen: 1	Selbstbewusst; von sich überzeugt; nehmen Raum ein; selbstsicher; strahlen Sicherheit aus; müssen niemanden fragen, wie etwas geht: 11 Verantwortungsbewusst; tragen Verantwortung; treffen wichtige Entscheidungen; entscheidungsfreudig, lösen ihre Probleme selbst: 6	0
11.	Gebildet; intelligent;	0	Kompetent; intelligent;	0

	kompetent; klug: 16		gebildet: 5	
12.	Machen Karriere; erfolgreich: 3 Verdienen mehr Geld als ihre Frauen: 1	Nicht erwerbstätig; arbeitslos: 2 Verzichten auf den be- ruflichen Aufstieg: 1 Beruflich desorientiert: 1 Mittelständisch: 1 Geldknappheit: 1	(Beruflich) erfolgreich; gute Verdienener; bringen Geld nach Hause; Besitz; Vollzeit erwerbstätig; machen (eine steile) Karriere; Machpositionen; verdienen genug/viel Geld; gute Positionen im Job; müssen viel Geld besitzen; finan- ziell unabhängig; erfolgreich im Arbeitsleben: 62	0
13.	Arbeiten viel; eifrig; voller Tatendrang: 4 Verlässlich; zuver- lässig: 4 Zielstrebig; zielorien- tiert; ehrgeizig: 3 Organisiert; ordentlich: 2 Engagiert: 1	Planlos: 1 Faul: 1 Bescheiden: 1 Chaotisch: 1	Dynamisch; aktiv; konsequent; alles im Griff; anpackend; be- weisen Ausdauer; leistend; Macher; funktionieren; hand- lungsfähig; packen etwas an; arbeiten viel; fleißig: 14 Zielstrebig; wissen, wo es lang geht; erfolgs- orientiert; zielorien- tiert; klare Ziele; wis- sen, was sie wollen: 9 Selbstbeherrscht; kon- sequent diszipliniert, kontrolliert, pünktlich: 5	0
14.	Hausmann; waschen	Versorger: 1	0	Versorger; Erhalten

	ihre Unterhosen mit der Hand; backen Kuchen; bügeln; kochen; putzen; stehen vom Tisch auf, nehmen das Geschirr aller und waschen es; gehen in Karenz; gehen in Elternteilzeit; halten den Haushalt sauber; hängen Wäsche auf; sehen Hausarbeit als ihre Pflicht an; helfen im Haushalt mit; kochen gerne; gehen in Vaterkarenz: 21 Kümmern sich um Kinder; kinderlieb; spielen (gerne) mit Kindern; vermissen ihre Kinder, wenn sie weg sind; sorgen für ihre Kinder; sind liebevolle Väter: 10			die Familie; Ernährer: 12 Ein Eigenheim; bauen ein Eigenheim: 2 Kochen nicht: 1 Vater: 9
15.	Freundlich; nett; lieb: 16 Hilfsbereit; unterstützend; umsorgend; aufmerksam: 15 Beziehungsfähig; gute Partner; gute Freunde: 4 Respektvoll: 3 Großzügig; teilen; schenken Freiheit: 3	Egoistisch: 2 Machohaft : 2 Verlassen sich auf ihre Frauen: 1	Viele Kumpel; viele männliche Freunde: 2 Fürsorglich: 1 Unterstützen ihre Frau: 1 Höflich: 1 Gerecht: 1	Nicht aufrichtig: 1 Verständnislos für Frauen: 1

	Zuvorkommend; höflich: 3 Ehrlich: 2 Keine Machos: 1 Loyal: 1 Geduldig: 1 Gesellig: 1			
16.	Reden viel; gesprächig; kommunikativ; können über Gefühle reden; zeigen Gefühle; führen gerne Gespräche; können Intimität und Gefühle zulassen: 16 Hören zu; können zuhören: 3	Reden wenig (über Gefühle); reden nichts; kommunikationsarm; plagen sich mit der Kommunikation; stumm im emotionalen Bereich; ruhig: 9 In sich gekehrt; Einzelgänger; introvertiert; zurückgezogen: 6	Kommunikativ, reden viel: 3 Direkt: 2 Extrovertiert: 1	Tun sich schwer, über Gefühle zu sprechen: 6 Nicht fähig, sich auszudrücken: 1 Reden nicht (über Gefühle; über sich selbst);
17.	Musikalisch; mögen Musik; Singen und tanzen gerne: 6 Schauspieler: 1	0	0	Tanzen nicht: 1
18.	Spielen Poker: 1 Lesen gerne: 1	0	0	0
19.	Handwerklich geschickt : 3 Lieben ihren Computer; technik-	0	Handwerklich begabt/versiert; Technisch versiert: 9	0

	orientiert: 2 Interessiert das Motorrad: 1			
20.	Trinken Bier: 1	0	Trinken (viel) Alkohol; trinken Bier: 5 Fleischesser: 1	0
21.	Fahren mit Zwischengas: 1	Fahren Zug; fahren Rad: 2	(Schnelle/große) Autos; können Auto fahren; fahren mit Zwischengas: 16	0

10.2 Lebenslauf

Name: Steyrer Hanna-Therese

2011/12	Forschungsassistentin, Zentrum für Fachdidaktik, USZ, Universität Wien
2011/12	Praktikum der sportwissenschaftlichen Beratung, dPT Akademie Wien
2011	Personal Trainer Ausbildung, dPT Akademie Wien
2010/11	Studium der englischen Literatur, Linguistik und Kulturwissenschaft, University of Edinburgh, UK (Erasmus Stipendium)
2008/09	Ausbildungslehrgang ‚Gesund und Vitalcoach‘, USI Wien
2008-2013	Studium Bewegung und Sport (LA), Universität Wien
2007- 2013	Studium der Anglistik (LA), Universität Wien
2007-2008	Bachelorstudium der internationalen BWL, WU Wien
1998-2006	Bundesgymnasium Biondegasse 6, Baden bei Wien
1994-1998	Volksschule am Pfarrplatz 1, Baden bei Wien

11 Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit *selbstständig verfasst* habe und nur die ausgewiesenen Hilfsmittel verwendet habe. Diese Arbeit wurde weder an einer anderen Stelle eingereicht (z. B. für andere Lehrveranstaltungen) noch von anderen Personen (z. B. Arbeiten von anderen Personen aus dem Internet) vorgelegt.

Hanna-Therese Steyrer
(Wien, 2013)